Hallo der Zweite

vom

Verfasser des Ersten.

Erster Theil.

Hallo d, Zweite

Leipzig, bei Gerh. Fleischer d. jüng.

1797.

80 BS dis

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Hallo, der Zweite.

Erster Theil.

Gustaf, der Grosmüthige, hatte die Erde nicht verlassen wollen, ohne vorher Wilhelmi belohnt zu haben, wie er einst Hallo belohnte. An seinem letzten Geburtstage war es gewesen, daß er dem Rechtschaffenen befohlen, zwischen einem Rittersitze im Lande und zwischen der Kaufsumme zu wählen, für welche eben ein zweites Berkewitz im benachbarten Fürstenthume feilgeboten ward. Wilhelmi hatte die letztere gewählt, und dem edlen Karl war es freigelassen worden, während seiner künftigen Regierung zu dieser fürstlichen Dankbarkeit noch hinzuzufügen, so viel er wolle.

Die Schicksale der Völker aber sind dem Wechsel unterworfen, wie die Schicksale einzelner Familien. Karl, der würdigste Nachfolger Gustafs, war von der Vorsehung bestimmt, nur ein Jahr zu regiren. Unvergeslich wird dieses Jahr in der Geschichte des Landes bleiben; denn Karl suchte nicht dadurch berühmt zu werden, daß er als Regent ein anderes Gleis, oder gar das entgegengesetzte, ein-

schlüge, sondern dadurch, daß er in dem Gleise seines Vaters beharrete, die Ordnung der Dinge, wie er sie vorfand, erhielte und alles das noch zu vollenden sich bemühete, was Gustaf unvollendet lassen müssen. Um so viel fürchterlicher war die Nachricht von seinem frühen Tode für sein Volk. Als Gustaf starb, war der allgemeine Trost, daß Gustaf in Karln fortlebe; als aber auch Karl starb, trat allgemeine Untröstbarkeit ein, und die Thränen über beide flossen nun zugleich. Die Patrioten sahen im Geiste den Himmel der Zukunft, der bisher so heiter gewesen war, sich wölken, und weissagten trübe Tage, die auch nicht lange aussenblieben. — —

Karl hinterlies zwar mehrere Kinder, aber nur einen einzigen Sohn, der der jüngste von allen war. Während der Minderjährigkeit Gustafs, des Zweiten, war Adelgulde, seine Mutter, Regentin und Administratorin des Landes. Adelgulde stammte aus einem Fürstenhause her, welches die äuserliche Pracht über alles liebte und über das Verhältnis zwischen den Nationen und ihren Beherrschern noch orientalisch dachte. Ein Unstern hatte sie zu Karls Gemahlin gemacht. Das einfache Leben an Gustafs Hofe war ihr unerträglich ge-

wesen, und nur die Hofnung, daß sich mit seinem Tode durch ihre Einflüsse auf Karln, der sie unaussprechlich liebte, Alles ändern würde, hatte sie im Lande zurückzuhalten vermocht. Gustaf hatte dis früh genug bemerkt und sich über diesen Punkt von Karln die heiligsten Versicherungen des Gegentheils geben lassen. Karl lebte daher von seinem Regirungsantritte an die traurigsten Tage, welche ie ein wackerer Fürst gelebt hat. Seine Gemahlin war ihm Viel; sein Volk war ihm Mehr. Sein Leben bestand also aus unaufhörlichen Kollisionen von Anforderungen beider an ihn; sein Herz entschied aber fast allemahl richtig. Adelgulde muste nachstehen; die Nation ging vor. Wilhelmi wirkte hierzu auf das thätigste mit und ward deshalb von Adelgulden der Oberste unter den Eheteufeln im Lande genannt. Kurz auf einen solchen Kollisionsvorgang starb Karl plötzlich, und bis auf den heutigen Tag noch sind die Stimmen darüber getheilt, wie er eigentlich gestorben sei.

Das Erste, was Adelgulde nach dem Tode ihres Gemahls that, war, daß sie Wilhelmi kassirte und ihm den Hof verbot. Der patriotische Weise sah das Dekret darüber mit Recht als den Vorboten noch weit härterer Verfügun-

gen gegen ihn an und glaubte, diese nicht erst abwarten zu müssen. Er eilte auf sein Gut Thaldorf, um daselbst, vor allem tumultuarischen Proces sicher, sein Leben in philosophischer Ruhe hinzubringen. Hier dachte er über die Ahndungen nach, welche Gustaf, der Erste, von der Zukunft des Vaterlandes gehabt haben müsse, und die er ihm durch die Freistellung der Wahl zwischen einem Gute im Lande und zwischen einem Gute ausser dem Lande zu erkennen gegeben. Hier segnete er sich selbst für die kluge Wahl, welche er getroffen. Hier beseufzte er das Schicksal der Völker, welche ihm nun dazu bestimmt zu sein schienen, ihr Glückseligkeitsziel nie ganz, noch weniger auf beständig zu erreichen, sondern nur wechselsweise bald vorwärts, bald rückwärts zu kommen.

Gleich nach Wilhelmi's Entfernung vom Hofe ward auch Hallo's Monument, welches mitten auf dem Schlosplatze stand, unter dem Vorwande, daß es da offenbar im Wege stehe und nur die Aussicht verderbe, weggenommen und auf den Bauhof, wo die Züchtlinge arbeiten, gebracht. Wie es dem lebenden Wilhelmi und dem Monumente des todten Hallo gegangen war, so ging es auch nach und nach

allen patriotischen Einrichtungen und Anstalten, welche belde getroffen hatten. Sechs Administrationsiahre Adelguldens brachten das Land fast dahin wieder zurück, wo es bei Gustafs, des Ersten, Regirungsantritte gewesen war. Am Hofe war volles Leben und Weben, immerwährende Lust und zügellose Herrlichkeit; Minister, Räthe und Hofschranzen allerseits iauchzten darein und posaunten das goldene Zeitalter des Vaterlandes aus; Priester sprachen ihren Segen dazu; Bürger und Bauern aber schüttelten die Köpfe, fluchten der Gegenwart, weinten beim Andenken an die Vorzeit und seufzten der Zukunft harrend entgegen.

Wilhelmi pflanzte Bäume zu Thaldorf, wie Abraham zu Bersaba. Seine Freunde, die Auserwählten unter den ächten Patrioten, welche ihn im Stillen besuchten, fragten ihn einst, warum er diese Beschäftigung vor allen so liebe.

„Sie harmonirt, antwortete er, mit den Bildern, woran sich meine Fantasie ergötzt, und ist die einzigtröstende für mich. Ich abstrahire ietzt so gern von der Gegenwart und versetze mich im Geiste in die Zukunft. Dis

gelingt mir dann nie vollkommener, als so oft ich einen Baum pflanze. Wenn dieser Baum, denke ich dann, erst Früchte tragen wird, so werden wieder bessere Zeiten sein. Ich stelle mir sofort den Baum vor, als wäre er schon herrlich angewachsen, als hätte er schon eine schöne Krone und als zeigte er schon die erste Erndte. Ich thue, als pflückte ich diese schon, und so bin ich auch schon im Geiste in den bes=sern Zeiten."

Man hörte bald, daß Wilhelmi, wenn er so sprach, seine ganze Hofnung auf den her=anwachsenden iungen Gustaf setze, und erwi=derte ihm, daß bei der Erziehung, welche der Prinz von seiner Mutter erhalte, von seiner künftigen Regirung nichts besseres zu erwarten sein dürfe.

»Ich weis Alles, versetzte Wilhelmi; ich weis, daß Adelgulde, die ietzt allein re=girt, einst an ihres Sohnes Seite fortzuregi=ren Willens sei und daß sie bei seiner weitern Bildung den ganzen Zuschnitt hierauf gemacht habe; aber — sorget nichts! Er heißt Gustaf und ist Gustaf. Es ist zu viel gute Anlage der Natur in ihm, die Adelgulde mit allen ihren bösen Bemühungen nicht zerstö=ren wird. Den hellen Kopf, den er hat, wird

sie nicht verfinstern können; das weiche Herz, das er von Gott bekam, wird sie nie zu verhärten vermögen. Auch gab sich sein Grosvater in fürstlichen Feierstunden viel mit ihm ab. In den guten Acker ist schon zu viel guter Same gestreuet; der Same hat sich schon zu stark bewurzelt und bestaudet; das Unkraut wird ihn nicht überwältigen. Mit Enthusiasmus spricht er von seinem Grosvater; seine ganze Seele ist voll von ihm, und er wird Feuer und Flamme, wenn des Alten nur gedacht wird. Dis allein schon sei euch genug, um bessere Zeiten durch ihn zu erwarten."

Der iunge Prinz hatte oft Lust bezeigt, Wilhelmi, den er von Kindheit auf kannte, zu besuchen; seine Aufseher hatten aber den strengsten Befehl von Adelgulden erhalten, ihn nicht nach Thaldorf zu lassen, und musten mit ihren Personen dafür haften. Endlich ward er auf Reisen geschickt und bekam ein Paar ausgesuchter Gefährten, die ausdrücklich dazu bevollmächtigt waren, ihn unterwegs mit nichts, als mit sinnlichen Vergnügungen, zu unterhalten, und die sich auch als Selbstmeister in dergleichen Genüssen zur Ausrichtung ihres Auftrags vollkommen qualificirten. Auf einer der ersten Stationen gleich machte er den ersten Ge-

brauch von seiner Freiheit, der ihm zur Ehre gereichte. Er befohl seiner ganzen Begleitung, sich nicht zu regen und sich nicht nach ihm umzusehen, bis er wieder zu ihr käme, und machte einen Abstecher nach Thaldorf. Wilhelmi pflanzte eben, als der Prinz in den Garten sprang, einen Pfirsichbaum.

„Was machen Sie da?“

Wilhelmi, den Spaden wegsetzend. Ich pflanzte, Prinz.

Prinz G., der ihm um den Hals fällt. Ach, wie lange habe ich Sie nicht gesehen, erster Freund meines Vaters und Grosvaters! Ich habe immer hergewollt, aber nicht hergedurft. Jetzt bin ich auf Reisen und ein freier Mensch; so ist dis der erste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit machte, daß ich hieher ritte, um von Ihnen Abschied zu nehmen.

Wilhelmi, äuserst gerührt. Prinz, glauben Sie mir — ich weis es zu schätzen. Reisen Sie auf lange?

Prinz G. Auf drei Jahre, heists. Bleiben Sie unterdessen bei Kräften und mein Freund. Ich bin noch derselbe, der ich war, wenn ich auf meines Grosvaters Schosse sas. — Was pflanzten Sie da für einen Baum?

Wilhelmi. Einen Pfirsichbaum.
Prinz G. Wann trägt dieser wohl?
Wilhelmi. Im dritten Jahre schon.
Prinz G. So trägt er mit mir zugleich. Gott erhalte den Pflanzer! Wenn dieser Pfirsichbaum trägt, dann sollen wieder bessere Zeiten im Lande den Anfang nehmen.

Wilhelmi, ihn männlich fassend und festhaltend. Prinz, — ist das ein Wort, ein Fürstenwort?

Prinz G. Nennen Sie es, wie Sie wollen; aber es ist ein wahres Wort. — Lassen Sie uns in die Laube dort gehen!

Wilhelmi pflückte dem zweiten Gustaf auf dem Wege dahin ein Schneeglöckchen, das einzige Frühblümchen im Garten.

Prinz G., der es in seine Brieftasche steckt. Das will ich Ihnen zurückgeben, wenn ich wiederkomme. Unterwegs will ich es oft betrachten und dabei an Sie denken. (als sie in der Laube sind) Ach, wie ists seit meines Vaters Tode im Lande hergegangen! Wie ins Böse hat sich Alles verändert! Was haben Sie dazu gesagt? Viel tausendmahl hab' ich an Sie gedacht.

Wilhelmi, mit patriotischem Trübsinn. Ich kann nichts, als — darüber seufzen. Die Schicksale der Völker stehen bei Gott. Es mus so sein sollen; sonst würde es nicht so sein können.

Prinz G. Meine Mutter hats bei Gott zu verantworten. Bei Hofe gehts lustig her; im Lande wird geseufzt und geächzt. Die Kourtisane befinden sich herrlich dabei; die Pfaffen sind obendrauf. Opern und Betstunden, Maskeraden und Bustage wechseln nach Herzensluft ab. Alle neue gute Anstalten gehen ein; alle alte Auflagen kommen wieder an. Nun mus ich reisen. Die drei Jahre werden vollends noch allen Grund und Boden umkehren, und wie wirds aussehen, wenn ich wiederkomme?

Wilhelmi. Allerdings noch schlimmer, als ietzt. Sie können dis aber ietzt nicht ändern; einst können Sie's, und so kommts nur darauf an, wer Sie sind und wie Sie denken.

Prinz G., Fackelfeuer in den Augen. Ich sage ia — ich bin noch derselbe. Haben Sie mich denn nicht von kleinauf gekannt? War ich nicht immer ein guter Knabe? (Wilhelmi verbeugt sich ehrfurchtsvoll) Ach machen

Sie nicht so viel Umstände mit mir; sagen Sie Ja, das ist mir viel lieber. Nun, so bin ich noch. Ich heisse Gustaf, der Zweite, und will auch werden Gustaf, der Zweite. Dazu verhelfe mir Gott! Meiner Mutter ists freilich nicht recht; aber das kümmert mich nicht. Ich habe die mehreste Zeit über einsam gesessen, wenn sie glänzende Feten gab, habe mich krank gestellt, wenn die Bälle mit und ohne Maske gegeben wurden, habe die Lehrmeister fortgeschickt, die mich nach Machiavell unterrichten wollten, und habe mein Wochengeld unter die armen Bauern vertheilt, die die ausserordentlichen Abgaben nicht erschwingen konnten. Mein alter Grosvater lebt und webt in mir; ich habe es aber zu verbergen gesucht, habe mich verstellt, habe die Lippen über Alles zusammen gebissen, was meine Mutter that. Ich weis wohl, was sie denkt. Ich soll einmahl den Nahmen führen, und sie will das Regiment führen. Aber die Maske soll herunter, sobald ich zur Regirung komme. Jetzt mus ich reisen. Es ist mir gerade recht; damit ich nur das Elend meines Volks nicht sehe, so lange ich noch nicht helfen kann.

Wilhelmi, der mit hoher Andacht zugehört hatte; Ach Prinz, wie bestärken Sie mich

in meinen Hofnungen! Man hat mir nicht glauben wollen, wenn ich mit Ihnen tröstete. Die fernere Bildung, welche Sie bekämen, hies es, werde Sie verderben. Aber bei Gott, bei Gott, ich habe Recht gehabt, und Sie sind noch brav und auf Ihnen ruhet noch Gustafs Geist. Aber — daß er auf der Reise nicht von Ihnen weiche!

Prinz G., sehr bider. Nein, nein, das soll er nicht; sein Sie ausser Sorgen!

Wilhelmi, in väterlichem Ton. Prinz, aller Zuschnitt dazu ist gemacht. Man hat Ihnen, wie ich höre, ein Paar Nichtswürdige zu Begleitern gegeben, die aller Laster voll sind. Junger Fürst — junger Fürst!

Prinz G. Ich kenne die Bösewichter durch und durch. Ich weis Alles. Ich weis, daß sie mir absichtlich mitgegeben sind; aber das schadet nichts. Sie mögen unterwegs leben, wie sie wollen; (reisst sich den Rock auf) dieses Herz kehrt so unverdorben zu Ihnen zurück, wie es iezt in Ihren Armen schlägt. (fällt Wilhelmi in die Arme)

Wilhelmi, unter Thränen. Ach, halten Sie Wort — halten Sie Wort und bleiben Sie so!

Prinz G., indem er sich von ihm loswindet. Ja, ja; bleiben Sie nur gesund und mein Freund, und thun Sie, bis ich wiederkomme, als hörten und sähen Sie nicht.

Die letzten Jahre der Regentschaft Adelguldens füllten das Maas des Volksunglücks und wurden die verwünschenswürdigsten in der Geschichte des Landes. Die Vermählungen zweier Prinzessinnen folgten nahe auf einander und wurden mit unerschwinglichem Pomp gefeiert. Der grösseste Theil der darauf verwendeten Geldsummen kam dem Auslande zu gute; Bürger und Bauern aber musten sie herbeischaffen. Alles Bitten und Vorstellen der Unterthanen gegen die von Monat zu Monat sich häufenden neuen Abgaben half nichts. Hunger that weh; Noth brach Eisen. Es entstanden Tumulte im Lande; man schob alle Schuld davon auf die Aufklärung, zu deren Beförderung die beiden vorigen Minister, Hallo und Wilhelmi, ihre Fürsten gemisbraucht hätten.

Kaum war dieser Ton angegeben, so stimmten Bassen und Bonzen und das übrige Unpatriotenheer in ihn ein, und es wurden

die gemessensten Anstalten getroffen, die ganze ehemalige segenvolle Finsternis und Barbarei wiederherzustellen. Die alte sistematische Theologie kehrte in Kirchen und Schulen zurück; die alten Gesangbücher wurden, weil in ihnen weit mehr Kraft und Saft sei, wieder eingeführt; die gesammte alte Liturgie, bei der die Vorfaren weit christlicher gelebt hätten und weit seliger gestorben wären, erschien wieder. Die Preßfreiheit, als der listigste unter allen Anläufen des Teufels, ward aufgehoben und eine so strenge Censur eingeführt, daß alle Männer von Kopf und Herz an einem Tage die Federn niederlegten; an deren Statt bald dreimahl so viel Narren und Schurken, die sich sonst nur mit Kopiren beschäftigt hatten, die Federn ergriffen und beliebten theologischen, politischen, theatralischen und Rittergeschichtenunsinn schrieben.

Da die gestrenge Censur sich doch nur bis an die Grenzgraben, Grenzsteine und Grenzpfähle erstrecken konnte: so wurden auch bald die Buchläden revidirt. Man verfertigte einen fortlaufenden Katalog von verbotenen Büchern, und Alles, was in selbigen aufgenommen ward, muste von den Lagern der Buchhändler weg- und sofort ausserhalb Landes

geschaft

geschaft werden. Die Lesegesellschaften wurden eingeschränkt, und durften bei zehen Thalern Strafe im ersten Uebertretungsfalle, und bei funfzig im zweiten keine andere Schriften unter sich zirkuliren lassen, als solche, deren Lesung durch aufgedrückten Polizeistempel verstattet war. Alle lichtvolle Journale und Wochenschriften und alle wahrheitliebende Zeitungen wurden verboten. Die Klubs, als die Wiegen der Rebellionssucht, wurden aufgehoben. Alles Raisonniren und Kannengiessern über Staatsangelegenheiten ward bei schärfster Ahndung untersagt. Die Zahl der Fiskale ward den sich für sie häufenden Arbeiten gemäs vermehrt, und allenthalben, wo nur drei Bürger oder Bauern zusammenstanden, lauerte schon ein geschworner Aufpasser, der sie durch seine Denunciation zu kostenspieligen Untersuchungen reif machte. Die Freiheit war dahin; der Geist der Aufrichtigkeit verschwand; die Freundschaft floh; die Familienbande wurden aufgelöset und allgemeines Mistrauen herrschte durch das ganze Land. Wer auswandern konnte, wanderte aus; wer bleiben muste, heuchelte, oder schlos sich ein. Alles schwieg; alles seufzte und verbarg sogar seine Seufzer; denn auch lautes Seufzen ward zuletzt als Aus-

druck der Unzufriedenheit mit der Staatsverfassung zum Staatsverbrechen gemacht und als solches geahndet. — —

So standen die Sachen im Vaterlande, als Prinz Gustaf seine Reisen noch vor der bestimmten Zeit beschlos. Der iunge Fürst hatte seine Begleiter von D. aus, wo er einen unbestimmten Aufenthalt nahm, nach Hause geschickt, und machte die letzten zwanzig Meilen blos mit seinem Leibiäger. Er nahm den Weg über Thaldorf. Wilhelmi stand eben vor dem merkwürdigen Pfirsichbaume und ergötzte sich an den zwei ersten Früchten desselben.

Prinz G., von weitem noch. Trägt er schon? Trägt er schon?

Wilhelmi, freudigerschrocken. Ach Prinz, bester Prinz, da sind Sie ia! Ja — er hat die ersten Früchte.

Prinz G., ihn umarmend. Dachten Sie itzt wohl an mich?

Wilhelmi, hochaufseufzend. Ach ia wohl! Meine ganze Seele war voll von Ihnen.

Prinz G., freimüthig. Was dachten Sie?

Wilhelmi. Ich sehnte Sie zurück — ich hofte — ich fürchtete — —

Prinz G., ihm die Backen klopfend. Nur keine Furcht meinetwegen! Ich habe Wort gehalten und komme so brav wieder zu Ihnen zurück, wie ich von Ihnen ging.

Wilhelmi, ihn fest anblickend. Gewis?

Prinz G., der sich vor die Brust schlägt. Ja — bei diesem Herzen, das für sein Vaterland pocht!

Wilhelmi. Nun — o nun wohl diesem Volke! — Ach es ist die höchste Zeit, daß Sie kommen.

Prinz G. Wie ists unterdessen gegangen? Wie siehts ietzt hier aus?

Wilhelmi, die Hand aufhebend. Ueber alles böse — fürchterlichböse!

Hier folgte eine summarische Erzählung der wichtigsten Vorgänge in den drittehalb Jahren und ein sehr darstellendes Gemählde des gegenwärtigen Volkszustandes. Der Prinz entsetzte sich. Anfangs machte die tragische Schilderung den Eindruck auf ihn, daß er sich nur immer mehr gehoben fühlte und dem Tage entgegenglühete, der die neue Periode herbeiführen sollte; am Ende aber war's, als sänke ihm der Muth. „Ach, es ist wohl alles zu verdorben, rief er aus, als daß ich noch helfen könnte. Meine Mutter hat es wohl mit

mit Fleis so unglaublichweit getrieben, um mich Unmöglichkeit vorfinden zu lassen..."

Wilhelmi, kraftathmend und kraftmittheilend. Muth müssen Sie behalten, Prinz; sonst ists um die Nation geschehen. Freilich, es ist eine allgemeine Zerrüttung erfolgt; aber so zerrüttet und verdorben auch Alles scheint, so ist doch das Fundament zum Gebäude, das ihr Grosvater aufführte und Ihre Mutter wieder niderris, zu tief und zu fest gelegt, als daß der grösseste Theil davon nicht noch existiren sollte. Nur überschüttet ist es. Allerdings liegt an vielen Orten der Schutt sehr hoch; aber es lässet sich doch aller Schutt am Ende wieder wegbringen, sobald man nur will. Eine so vollkommene und so lange erhaltene Ordnung, wie hier war, lässet sich allemahl wiederherstellen. Ich habe ein Land gekannt, wo ehemals eine solche Ordnung auch gewesen war. Dreissig Jahre der allerkonfusesten Regierung, welche darauf erfolgten, konnten sie nicht ganz ausrotten. Immer blickte hier und da ihr Geist noch durch, und unter dem nächsten Nachfolger erschien er wieder in seiner ganzen Grösse, wie vorher. Dasselbe kann und wird auch hier geschehen, sobald Sie nur wollen; aber Ihr Wille mus

selbstvertrauensvoll, fest, mächtig, unerschütterlich, unendlich seyn. Sie sind Gustaf, der Zweite, und bauen auf dem Grunde Gustafs, des Ersten, wieder. Der Grund, wie gesagt, liegt noch. Gustaf, der Erste, hatte es viel schlimmer; er wollte bauen und muste sogar den Grund auch dazu erst legen.

Prinz G. Aber wie will ich der Armut meines Volks abhelfen können? Ich habe ia selbst nichts.

Wilhelmi. Das Land hat selbst Hülfsquellen genug für sich. Nur Freiheit wieder her — Freiheit in allen Stücken; von der Freiheit im Handel an bis auf die Freiheit in Meinungen. Die Staatskräfte sind stahlfederartig. Den Druck nur von ihnen herunter; so richten sie sich selbst wieder auf.

Prinz G. Und wie weitaussehend ist der Gedanke an Verminderung der Abgaben bei dem ungeheuren Schuldenwesen, worin ich stecke!

Wilhelmi. Da kommt es auf eine Rücksprache mit der Nation an. Die Völker sind gut; Prinz, glauben Sie es! Hat ein Fürst einmahl das Vertrauen der Nation gewonnen, geht er offen und bider mit Vorlegung seines

Schuldenwesens zu Werke, so thut sie, was in ihren Kräften ist; besonders, wenn die ganze Welt weis, daß er die Schulden nicht gemacht habe.

Prinz G. Und dann — was für eine Dienerschaft finde ich! Wo soll ich bei ihr die Reform anfangen? Warlich, ich müste sie ia, wie sie da ist, fortschicken. Ist wohl noch ein Bein von derienigen da, die mein Vater hatte?

Wilhelmi. Beine genug; aber nur nicht am Hofe. In ihren Einsamkeiten wandeln sie ietzt, kommen aber alle wieder, sobald Sie nur winken. Und — glauben Sie mir, der grösseste Theil der Dienerschaft hat keine eigene Seblstständigkeit, sondern ist, was der Fürst will, daß er sein solle. So, wie Sie einen andern Ton angeben, stimmen ihn die Diener auch an. Ein guter Fürst macht seine Diener gut, und die, welche sich nicht gut machen lassen wollen, schickt er fort! Ich hoffe iedoch, daß dis hier nur der Fall bei den ersten Dienern sein werde. Ich kenne sie alle und will sie Ihnen der Reihe nach mahlen, wie sie sind. Lenz ist der Beste.

Prinz G. Nun, durch Sie unterstützt will ich Muth haben und ihn nie wieder ver-

lehren. Ach W., sein Sie mir das, was Hallo meinem Grosvater war! (umarmt ihn zärtlich) Hallo gründete mit diesem die Ordnung der Dinge; stellen Sie sie wieder her mit mir! Und — dienen Sie dann dem Staate unter mir noch so lange, wie Sie ihm unter meinem Grosvater gedient haben.

Wilhelmi. Das Letztere ist unmöglich; aber das Erstere will ich thun. Ich bin es dem Vaterlande, der Asche Gustafs, den Gebeinen Ihres Vaters und Ihrem Herzen, Prinz, schuldig, meinen verlassenen Posten wieder anzutreten. Wir wollen mit vereinigten Kräften für das Wohl einer braven Nation wirken und der Regirer des Universums wird uns dabei segnen.

Prinz G. Da haben Sie meine Hand — wie ein Sohn seinem Vater folgt, so werde ich Ihnen folgen.

Wilhelmi. Nein, das sollen Sie nicht. Sie sind und bleiben mein Fürst. Nur mich hören, wenn ich mit Ehrfurcht spreche und rathe, keinem Schmeichler Ihr Ohr leihen, keinen Machtspruch thun, mich nie ungehört verdammen, und — Muth haben, Muth zur guten Sache!

Prinz G. Unerschütterlichen nun! Ha, wenn wir doch schon bei einander so im Kabinet sässen, wie hier unter der Laube! Eine unserer ersten schwersten Arbeiten wird uns wohl der Geist der Finsternis machen, der wieder über alle Stände ausgegangen ist.

Wilhelmi. Fürchten Sie das nicht! Es ist ein scheuer Geist; er entflieht selbst vor der Fackel der Vernunft. Das Fundament ist auf dieser Seite vorzüglich von Ihrem Grosvater zu gut gelegt. Die Aufklärung hatte schon zu weit um sich gegriffen, als daß alle gegen sie getroffenen Anstalten sie wirklich wieder hätten verdrängen können. Sie ist noch gar nicht weggewesen; sie hatte sich als eine Weise nur leidend verhalten und sich ins Verborgene zurückgezogen. Sie ist wieder öffentlich da und wirkt wieder, sobald sie nur frank und frei wirken darf. Selbst unter dem Klerus sind Unzufriedene. Sie sind treue Söhne des Lichts geblieben, sind vor sich im Lichte fortgewandelt, haben ihr Licht aber nur nicht leuchten lassen dürfen. Glauben Sie iedoch, Prinz, sie lassens morgen wieder leuchten, sobald sie dürfen. Und, wie die Sonne, wenn sie sich hinter den wegziehenden Gewitterwolken wieder zeigt, doppelt strahlt, so wirds auch hier

sein. Nein, nein, des Wiedergedeihens der Aufklärung wegen fürchten Sie nichts! Geben Sie blos zu erkennen, daß Sie sie wollen! Sprechen Sie blos — es werde Licht! — so gehts Ihnen wie dem lieben Gott und es wird Licht. Ueberhaupt ist mir der Wiederbringung aller Dinge in diesem Lande wegen an sich nicht bange; aber — zwei Punkte sinds, die vorhergehen und derentwegen ich in Sorgen bin.

Prinz G., schnell. Welche?

Wilhelmi. Der erste ist, daß Ihre Mutter vor Uebergabe der Regirung Sie in irgend einer Stunde der kindlichen Liebe, die sie schon auszuersehen wissen wird, dahin zu bewegen suchen werde, in den Hauptpunkten wenigstens Alles so zu lassen, wie Sie es finden, und vorzüglich die höhere Dienerschaft, wie sie da ist, beizubehalten.

Prinz G. Daraus wird nichts. Dann wären mir ia die Hände auf immer gebunden. Nein, nein, auf dergleichen Versprechen lasse ich mich nicht ein. Ich bin auch schon darauf gefasst.

Wilhelmi. Um so besser; denn an Sie wird die Zumuthuug gewiß gebracht werden. Dekliniren Sie sie erst mit der Zärtlichkeit eines

Sohnes gegen seine Mutter; wenn diese aber nicht hinreicht, so widersetzen Sie sich mit dem Eifer eines Vaters für sein Volk. Sie müssen dis, Prinz; und wenn Sie darüber den Umgang Ihrer Mutter, ihre Gegenwart im Lande, ia sogar ihr Herz verlöhren.

Prinz G. Ich habe gelernt, meine Pflichten gehörig zu würdigen, und hier ist der Kollisionsfall zu leicht zu entscheiden. Der Staat hat keine Mutter — ich nur. Sein Sie deshalb ganz ruhig.

Wilhelmi. Sie wird besonders aus allen Kräften gegen meine Wiederanstellung auf dem zweiten Posten im Lande arbeiten.

Prinz G. Das mag sie. Ich trete erst meine Regirung an und lasse mich vorher auf gar nichts ein. Hernach regire ich und thue, was ich will. Sie erfährt von Allem nichts eher, als bis es geschieht.

Wilhelmi. Das zweite, Prinz, was mir am Herzen liegt, ist Ihre Vermählung.

Prinz G. Diese hat noch Zeit.

Wilhelmi. Die Zeit davon kommt freilich auf Sie an; aber vermählen müssen Sie sich. Sie sind der letzte Prinz vom Hause, und ein Fürst wirkt nicht eher mit vollkomme-

ner Freudigkeit grosses Gutes, bis er einen Nachfolger erblickt, den er selbst zu seinem Nachfolger, d. h. zum Fortsetzer seines Guten bilden kann. Nur bitte ich Sie um Alles, sein Sie bei diesem allerwichtigsten Punkte ia recht auf Ihrer Huth. Sie sagten vorhin sehr richtig, der Staat habe keine Mutter, sondern Sie nur; aber beinahe könnte man sagen, daß sich der Staat vermähle, wenn Sie sich vermählen. Wählen Sie ia keine Prinzessin aus einem Hause, das seine Pracht mehr liebt, als das Heil der Nation. Sie haben das Beispiel an Ihrer Mutter gesehen; erst ward Ihr Vater durch sie unglücklich, und dann das Land.

Prinz G. Sie sollen, wenn's so weit kommt, mein Freiwerber sein. Sind Sie nun zufrieden?

Wilhelmi. Sie bedürfen eines solchen nicht. Wählen aber mus Ihr eigenes Herz selbst.

Prinz G. Mit der eigenen Herzenswahl ists in meinem Stande nicht weit her. Darin haben's die andern Stände besser; oder ich müste mich über den meinigen wegsetzen.

Wilhelmi. O doch; das Eine kann ohne das Andere bestehen. Nur sehen Sie dabei immer auf Ihr Volk. Simpathie mit Ihnen über wahre Fürstengrösse durch Beglückung der Nation sei die erste Eigenschaft, welche Ihre künftige Gemahlin habe; Neigung, wenn sie Mutter wird, ganz Mutter zu sein, die zweite. Mit beiden verträgt sich die Prachtsucht nicht. Von prachtsüchtigen Höfen aber kommen keine andere, als prachtsüchtige Bräute. — Unstreitig hat Ihre Mutter schon eine solche für Sie in Vorschlag und wird es Ihnen zur Pflicht machen, auf ihre Empfehlung zu achten.

Prinz G. Daraus wird auch nichts. Für's erste hats noch Zeit, und wenn ich dann dazu schreite und die Rede davon wird, ob ich oder meine Mutter mir die Gemahlin wählen müsse, werde ich das Recht der eigenen Herzenswahl in voller Masse ausüben. Von dieser Seite, von Seiten meiner Mutter, lasse ich mir es gewis nicht bestreiten.

Wilhelmi. Vermuthlich hat sie Ihnen eine recht weit entfernte Fürstentochter ausersehen, damit es für Sie gleich anfangs eine weite Reise und lange Entfernung vom Lande geben solle, während welcher sie an Ihrer Statt von neuem zu regiren gedenkt.

Prinz G. Wenn ich mich einmahl vermähle, so mus mich dis nicht acht Tage vom Lande trennen.

Wilhelmi. Ja, ich glaube, daß ihre Plane schon noch viel weiter gehen. Ich glaube, daß sie durch die Parthie, welche sie für Sie bestimmt hat, Sie in gewisse Verbindungen zu versetzen hoft, die Sie in der Folge, wo nicht ganz, doch grösstentheils auſſer Landes halten sollen; so, daß sie bis an ihren Tod administriren könne.

Prinz G. Wenn meine Mutter in Gedanken so bauet, bauet sie Luftschlösser. Ich traue es ihr zu. Ich werde aber nie wieder lange Reisen machen, noch weniger mich in Verwickelungen einlassen, die mich gar von meinem Volke trennten. Auswärtige neue Besitzungen, es sei, wodurch es sei, acquiriren mag ich nicht; mein Land ist gros genug, und zum Glücklichmachen giebt es hier Menschen genug für mich. An und in den Krieg bringt mich Niemand; ich verabscheue ihn, wie die Pest. Also hat das alles nichts zu sagen. Ein Fürst gehört in sein Land — das ist mein Simbolum. In meinem Lande will ich leben und sterben.

Wilhelmi. Herrliche Maximen! Prinz, es müsse Sie nie etwas davon abwendig machen!

Prinz G. Nichts in der Welt! Mein Entschlus steht zu fest. — Aber können Sie mir nicht sagen, welche Verbindung meine Mutter für mich verabzwecke?

Wilhelmi. Wie ich wohl gehört — mit einer Prinzessin von . . .

Prinz G. Ja, dann haben Sie überall Recht; dann sind das in der That ihre Plane. Ich verbeuge mich aber verbittend vor der Ehre. — Nun will ich zur Residenz. Verlassen Sie sich durchgängig fest auf mich und erwarten Sie das Weitere. Muthvoll gehe ich von Ihnen; muthvoll sehe ich Sie wieder und behaupte meinen Muth mit unbezwinglicher Stärke.

Bidere Umarmungen erfolgten von Seiten des Prinzen. Wilhelmi segnete ihn.

Der Prinz überraschte seine Mutter, die erst noch einen Kourier zur Bestimmung seines Ankunfttages erwartet hatte und bereits zur Feier desselben die pompösesten Anstalten machte. Adelgulde war darüber sehr betroffen und erklärte, daß es nun seine eigene Schuld sei,

daß er nicht gehörig empfangen worden. Darüber entstand zwischen beiden auf der Stelle die erste Debatte.

Prinz G. Ich bin ia wieder da, gnädigste Mutter. Ich stehe wieder vor Ihnen noch gesund an Leib und Seele; damit ists gut. Empfangen hat mich die Natur an der Grenze mit einem sehr schönen Tage. Es war kein Wölkchen am Himmel.

Adelgulde, mit hohem Air. Prinz, ein Herr, wie Sie, der ins Land zurückkommt, die Regirung anzutreten, mus feierlich eingeholt werden. Das Volk ist sinnlich. Abstrakte Wahrheit kann es nicht fassen; man mus sie ihm durch Bilder begreiflich machen. Unsere innere Grösse erkennt es nur durch unsere äusere und beurtheilt sie auch nur nach dieser. Cerimonie mus sein.

Prinz G., ganz gelassen. Ich bin kein Freund von ihr und will mich wohl ohne Cerimonie in Achtung setzen.

Adelgulde, empfindlich. Sagen Sie das nicht, Prinz! Nun wird's blos heissen — der iunge Herr ist wieder da, und das Volk weis nicht, was es dabei denken soll. Wären Sie aber im Staatswagen und unter Begleitung von funzig andern Karossen vom

ganzen Hofe, von der Noblesse und von der höheren Dienerschaft, und unter Gefolge der Garde, der Kaufmannschaft, der Schützenkompagnie und aller Innungen eingeholt und in die Residenz gebracht worden: so wäre es dem Volke gleich recht anschaulich gemacht worden, daß sein neuer Regent ankomme.

Prinz G. O das Volk soll bald merken, daß er angekommen sei. Das soll nicht lange währen.

Adelgulde. Ich habe sogar Ihre Abwesenheit feiern lassen. Es ist die ganze Zeit über ein besonderes dazu abgefasstes Kirchengebet von allen Kanzeln verlesen worden, worin die Unterthanen den Allerhöchsten angerufen haben, Ihnen eine glückliche Rückkehr ins Land zu verleihen. Und nun kommen Sie gleichsam bei Nacht und Nebel an; das passt nicht zusammen.

Prinz G. Wenn meine Mitbürger unterdessen für mich gebetet haben, so — —

Adelgulde, mit Depit. Fi, sprechen Sie nicht — meine Mitbürger; es heisst — meine Unterthanen. . . .

Prinz G. Wenn sie, sag' ich, für mich gebetet haben, so danke ich ihnen dafür; ich werde mich so verhalten, daß sie es ohne

Befehl

Befehl für mich ferner thun. Wenn ich aber nicht selbst meine Gesundheit bewahrt und für meine glückliche Rückkunft gesorgt hätte: so würde all ihr Beten vergeblich gewesen sein. Die mir mitgegebenen Begleiter würden es allein schon vergeblich gemacht haben. Inzwischen hat das Gebet den Leuten keine Kosten verursacht, und so passt meine stille Ankunft, von der sie auch keine Kosten haben, recht gut dazu.

Adelgulde. Solcher Aufwand ist Schuldigkeit, und sie hätten ihn auch gern gemacht. Unaussprechlich freueten sie sich schon darauf.

Prinz G. Das ist allerdings ein redender Beweis für den braven Karakter unserer Nation; die armen Leute können aber das Geld besser brauchen.

Adelgulde, höhnisch. Nun, so werden Sie doch erlauben, daß ich Ihre Ankunft nachfeiere?

Prinz G. Ich habe Ihnen darin nichts vorzuschreiben, gnädigste Mama; nur sage ich Ihnen, meinetwegen ists nicht nöthig. Uebrigens sollen die Kosten dem Staate nicht zur Last fallen. Auch all das weitläuftige und prachtvolle Huldigungswesen will ich nicht. Ich bin nun nach den Gesetzen des Landes Re-

gent, und das kann der Nation ohne allen Aufwand gesagt werden.

Adelgulde, auffahrend. Prinz, was für Grundsätze bringen Sie mit nach Hause?

Prinz G. Die rechten!

Adelgulde. Nimmermehr sind sie das. Der Staat will schlechterdings seine Aeuserlichkeiten haben, wie die Religion. Wie die Gläubigen nicht alle Denker sind, so sinds auch die Unterthanen nicht.

Prinz G. Ob der Vergleich richtig sei, will ich nicht untersuchen. Genug, ich gebe Ihnen mein Wort, es soll ohne alle Aeuserlichkeit nicht abgehen; aber nicht mehr, als dazu nöthig ist. Ja, ich sage Ihnen, es soll einen so feierlichen Akt geben, dergleichen in solchen Fällen hier noch gar nicht gewesen ist.

Adelgulde, aufhorchend. Ich bitte Sie, lassen Sie es doch beim Alten, und so, wie es immer gewöhnlich war, wenn ein neuer Herr die Regirung antrat.

Prinz G. Das will ich eben auch; ja, beim Ganzalten, beim Allerältesten will ich es lassen.

Adelgulde. Nun, so mus doch die ganze Dienerschaft schwören; die ganze Nation mus schwören. Dazu müssen Tage vorher angesetzt

werden; dazu müssen Zubereitungen und Anstalten getroffen werden.

Prinz G. Schwören? Das hieße ja nicht die Sache beim Ganzalten lassen.

Adelgulde. Ja freilich, schwören! Wie wollen Sie denn iemals den nachlässigen, den treulosen Diener an Eid und Pflicht erinnern können, wenn Sie ihn nicht in Eid und Pflicht genommen haben? Wie wollen Sie Rebellion dem Unterthan zum Verbrechen machen können, wenn er nicht geschworen hat, Ihnen treu, hold und gehorsam zu sein?

Prinz G., in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Mama, hören Sie einmal hierüber meine Gedanken. Was das Schwören der Dienerschaft anbetrift, so dient der wahrhaftigehrliche Mann treu ohne Schwur, der Schurke aber kehrt sich an tausend Schwüre nicht. Wie viel ähnliche Verhältnisse zwischen Herren und Dienern giebt es nicht auch, wo keinem von letztern der Schwur zugemuthet wird, und diese Verhältnisse bestehen doch recht gut ohne Schwur. Wird z. E. im ganzen Hauswesen von den Dienern geschworen?

Adelgulde. Ei, das ist auch etwas ganz Anderes.

Prinz G. Erlauben Sie gnädig, es ist gerade Dasselbe. Der Staat ist nichts anderes, als das grosse Hauswesen im Lande. — Und was die Nation anbelangt, so leiste ich Bürgschaft dafür, daß sie mir ohne körperlichen Eid treu, hold und gehorsam sein solle. Für Rebellion stehe ich.

Adelgulde. Wie können Sie das sagen? Die leidigen Beispiele davon sind ia schon da.

Prinz G. Nun — und was hat also der Schwur geholfen?

Adelgulde. Dis hat er geholfen, daß die Rebellen für Rebellen erklärt und als solche bestraft werden konnten! Hätten sie keinen Eid abgelegt gehabt, so hätten sie auch sagen können, daß sie keinen gebrochen.

Prinz G., lächelnd. Das ist wahr. — Das Volk rebellirt aber nicht leicht eher, als — bis es ihm darnach gemacht wird. Alsdann helfen zehen Huldigungseide nichts; denn Leben und Lebensgenus will ieder Mensch, und das von Rechtswegen. Ich will es nicht darnach machen, und so wird dasselbe Volk, welches vor meiner Zeit nach gethanem Schwure rebellirte, zu meiner Zeit ohne gethanen Schwur nicht rebelliren.

Adelgulde. Prinz, Sie werden bitter — bitter gegen Ihre Mutter — gegen Ihre Mutter bitter, die sich lange genug dem Lande aufgeopfert hat.

Prinz G., mit Anstand als Sohn und als Fürst. Was vor mir geschehen ist, sei vergessen; aber nun regire ich, und meine einzige Bestrebung soll sein, die Thränen meines armen Volks zu trocknen. Gott verleihe mir Zeit und Kraft dazu! Aber nach den gemachten Erfarungen könnte das Volk nun beinahe die Umkehrung der Gewohnheit verlangen und, statt seinem neuen Fürsten zu schwören, begehren, daß sein neuer Fürst ihm schwören solle. Warlich, ich könnts dem Volke nicht verdenken.

Adelgulde, ganz ausser sich. Prinz, was sprechen Sie? Besinnen Sie sich doch, wer Sie sind. Sie sind geborner Herr dieses Landes und können Ihre Maiestätsrechte so herabsetzen? Ihre Maiestätsrechte, die Sie von Gott haben?

Prinz G. Gnädigste Mama, ich sehe wohl, wir werden nicht einig. Wir differiren zu sehr in den ersten Begriffen über Staaten und Regenten. Ich gebe von ganzem Herzen zu, daß ich die Maiestätsrechte von Gott habe.

Wenn ich einen Büchsenschus von unserem Schlosse hier in dem Hause, wo unser Fasbinder wohnt, geboren worden wäre, so wäre ich vermuthlich ein geborner Fasbinder. Eben darum aber, weil ich die Maiestätsrechte von Gott habe, will ich sie auch nicht misbrauchen, sondern sie so gebrauchen, wie ich es einmal vor Gott verantworten kann. Das wahre Maiestätsrecht besteht darin, daß ich dafür lebe, leide und sterbe, daß dem Volke kein Schade geschehe; nicht aber darin, daß ich ihm nach Belieben so viel Schaden zufüge, als ich will. Da nun in späteren Zeiten das Maiestätsrecht auf letztere Weise erklärt und ausgeübt worden ist: so könnte, sagte ich eben, das Volk mich allerdings in Eid und Pflicht darüber nehmen, daß ich es wieder auf erstere Art erklären und ausüben wollte. Ich bin ia für das Land da und nicht das Land für mich.

Adelgulde, sich schütternd. Prinz, das ist fürstliche Empfindelei. Lassen Sie ab von ihr! Wo haben Sie sie gelernt?

Prinz G., nachdrücklich. Auf Gustafs, des Ersten, Schosse hat sie

Gustaf, der Zweite, gelernt. — Doch, wir abstrahiren lieber.

Adelgulde, erschrocken. Nun, so sagen Sie doch nur, was mit Ihrer Huldigung werden solle . . .

Prinz G., sich verbeugend. Ich werde Alles selbst veranstalten.

Adelgulde. Soll ich die Räthe zusammenkommen lassen?

Prinz G. Für mich nicht. Wenn Sie sie aber sprechen wollen — — —

Adelgulde. Wen wollen Sie dann sprechen?

Prinz G. Niemand.

Adelgulde, unwillig ihn verlassend. Das ist ja doch etwas Sonderbares.

Adelgulde lies sogleich das geheime Konseil zusammenberufen und notificirte die unerwartete Ankunft des Prinzen. Zugleich lieferte sie einen Extrakt der mit ihm gepflogenen Unterredung. Sämtliche Räthe stutzten. Adelgulde fragte, was zu thun sei. Lenz, der Einziggute unter ihnen, antwortete — „Nichts, als was der Fürst will.“ Die Uebrigen besannen sich erst lange und stimmten endlich

bei. Die Session ward aufgehoben. Adelgulde begab sich in ihr Zimmer; die Minister begaben sich in die Antichambre des Prinzen.

Es ward Abend. Es ward Nacht. Der Jäger, welchen der Prinz auf der Reise allen übrigen Bedienten vorgezogen, und der itzt die Aufwartung bei ihm hatte, ging zu verschiedenen mahlen ins Zimmer und kam wieder heraus, ohne den Räthen zu sagen, daß der Prinz nach ihnen gefragt. Endlich liessen sie ihm melden, daß sie da wären und seine Befehle erwarteten. Der Prinz lies ihnen zurücksagen, daß er für die ihm bezeigte Attention danke, daß es heute schon zu spät sei, daß jeder nach Hause gehen und keiner eher wiederkommen möchte, bis er ihn rufen liesse. „Meine Herren, sprach Lenz, ich empfehle mich Ihnen, und wir thun wohl daran, glaub' ich, wenn wir uns einander allerseits auf immer empfehlen.“

Adelgulde bekam Vapeurs und brachte die Nacht unter ihren Leibärzten zu. Nach Mitternacht ward Lenz zum Prinzen gerufen.

Prinz G. Mein lieber Lenz, Ich bin nun Fürst. Meinen Minister habe ich schon; ich habe mir aber von diesem sagen lassen, daß Sie ein ehrlicher Mann und der einzige ehrliche

Mann im ganzen geheimen Konseil sind. Wollen Sie ferner dem Staate unter Mir, wie unter meiner Mutter, dienen?

Lenz. Mit einer Freude, die über Alles geht, und mit einem Eifer, der dieser Freude gleicht.

Prinz G. Nun, so haben Sie sich selbst alleweile in Eid und Pflicht genommen. Geben Sie mir die Hand drauf. (Lenz giebt den Handschlag) Sie sind von nun an mein Amanuensis. — Hier ists bunt hergegangen, nicht wahr? (Lenz zuckt die Achseln) Nein, reden Sie! Reden Sie!

Lenz. Allerdings; mehr als bunt.

Prinz G. Sagen Sie, wie viel bin ich armer junger Mann wohl schuldig?

Lenz. Das bin ich nicht im Stande auf der Stelle genau zu sagen.

Prinz G. Nun, nur so präter propter?

Lenz. Es geht in die Millionen.

Prinz G., die Hände über den Kopf zusammenschlagend. Hilf mir, o Himmel! Und — wo ists geblieben?

Lenz. Verfetet, verballt, verfeuerwerkt, ver — ich weis selbst nicht wo alles. Kurz, wir hatten immer kein Geld; und wenn noch so viel Auflagen gemacht wurden und dem Un-

terthan der letzte Blutstropfe ausgesaugt ward — wir hatten doch kein Geld. Die Beutel, in die wir es thaten, hatten Löcher. Und wenn noch so grosse Summen einkamen, so wars nicht anders, als wenn Wasser in ein Sieb geschüttet würde. Meine Vota liegen da. Ich bin aber auch dreimahl abgesetzt und dreimahl wieder angenommen worden. In der letztern Zeit ward ich blos zur auswärtigen Korrespondenz gebraucht.

Prinz G. Aber — wie hat meine Mutter so handeln können? Dachte sie denn nicht daran, daß ihr Regiment bald ein Ende hätte und daß sie mir hernach für ihre Administration verantwortlich sein müste?

Lenz. Nun bin ich Ihr Diener, gnädigster Herr, und so mus ich Ihnen Alles sagen. Nein, daran dachte sie nicht und hatte auch in Gemäsheit ihrer Plane nicht nöthig daran zu denken. Wenn ihr diese gelängen, so — —

Prinz G. Ach es ist gut, daß Sie mich hierauf bringen. Haben Sie etwa auch die geheime Korrespondenz nach . . . geführt?

Lenz. Ja.

Prinz G. Nun, ist wirklich etwas an der Sache mich betreffend?

Lenz. Allerdings, sie ist schon sehr weit gediehen.

Prinz G., lachend. Sehr weit gediehen? Und das ohne mich?

Lenz. Man hält es für unmöglich, daß Sie eine solche Verbindung nicht eingehen sollten. Und in der That, es werden Ihnen dadurch die glänzendsten Aussichten geöfnet; aber Aussichten, die Sie von Stund an und auf immer und ewig von diesem Lande entfernen.

Prinz G. Ach — so meints meine Mutter? Ja, ia ich glaube es; aber — ich suche mir meine Braut selbst und bleibe im Lande meiner Väter. — Nun ists schon gut; wir wollen uns setzen und arbeiten.

Der Prinz arbeitete mit Lenz bis an den Morgen. Der Hauptgegenstand ihrer Arbeiten war die Konvokation der Nation zur Huldigung. Ein Kammerdiener wartete schon auf Lenz, als er nach Hause kam, und beschied ihn auf der Stelle zu Adelgulden.

Adelgulde. Was hat der Prinz mit Ihnen in der Nacht verhandelt? (Lenz verbeugte sich tief und schwieg) Sie sollen antworten, befehle ich Ihnen.

Lenz. Haben Ihro — sonst etwas zu befehlen?

Adelgulde. Das erwarte man. Jetzt befehle ich bei meiner höchsten Ungnade, mir die Verhandlungen der vergangenen Nacht zu berichten.

Lenz. Halten Ihro — zu höchsten Gnaden, Dienertreue verbietet es mir.

Adelgulde, tobend. Was? Dienertreue befiehlt es eben. Ist Er nicht noch mein Diener?

Lenz. Ich bitte unterthänigst — nein, nun nicht mehr. Seit zwölf Uhr und sechs und dreissig Minuten bin ich in die Dienste Ihres Herrn Sohnes getreten.

Adelgulde, nachlassend. So! Nun, was sind Sie denn geworden? Wohl gar Premierminister?

Lenz. O nein.

Adelgulde. Nun, was sonst? (Lenz verbeugte sich abermals und schwieg) Wer ist denn Premierminister geworden? (Lenz verbeugte sich zum dritten mahle und schwieg) Kann Er nicht mehr reden?

Lenz. O ja.

Adelgulde. Nun, so red' Er! Was wird aus der Huldigung? Wann wird sie? Wie wird sie? (Lenz verbeugte sich immer tie-

fer und schwieg) Geht, Verräther! Ich werde es Euch gedenken.

Lenz trat ab. Die Mignonne unter den Kammerfrauen, welche unterdessen in einem Nebenzimmer gehorcht, trat herein.

Adelgulde, schäumend. Sollte man sichs vorstellen können — nein, sollte man es auch nur träumen können? Solche Untreue — solchen Undank? Dreimahl habe ich die bürgerliche Kanaille begnadigt, und so werde ich nun dafür gelohnt!

Kammerfrau. Habe ichs Ihro — doch immer gesagt! Noble Gesinnungen gibts nur unter der Noblesse. Höchstdieselben hätten diesen bürgerlichen Fripon nicht — — —

Adelgulde, die Mignonne auch anfarend. Noblesse, ia doch, Noblesse! Gibts denn unter der ganzen hiesigen Noblesse einen Menschen, der das gelernt hat, was dieser kann? Habe ich einen davon so brauchen können, wie ihn? Hat er nicht das Lob aller Höfe, mit denen ich in Korrespondenz bin? Was schrieb nicht sogar der Hof zu . . . noch letzthin zu seinen Ehren?

Kammerfrau. Wenn er nur wenigstens die Korrespondenz mit diesem Hofe nicht geführt hätte! Nun erfährt der Prinz Alles vor

der Zeit durch ihn, und so fürchte ich, daß Höchstdero ganzer Plan scheitere.

Adelgulde, polternd. Ich dachte gar. Wer sollte diese Korrespondenz denn sonst geführt haben? War denn von allen den Junkern, Baronen und Grafen hier einer im Stande, sich in der Sprache, welche ietzt dort die Hofsprache ist, so fertig auszudrücken, wie er?

Jetzt ward der Prinz gemeldet. Die Mignonne retirirte sich in das Nebenzimmer. Prinz G. erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mutter und eröfnete ihr zugleich, daß er, um sich von der Reise zu erholen, auf einige Tage das Bergschlos Gustafshöhe besuchen wolle. Adelgulde invitirte ihn zu der seintwegen vorwaltenden Fete und wollte mit ihm auf die ihr am Herzen liegenden Gegenstände eingehen; er bat sie aber, dis bis zum Festin zu versparen, welchem er beizuwohnen versprach. Noch vor seiner Abreise nach Gustafshöhe ging er in die wichtigsten Landeskollegien. So, wie er eintrat, gab er ein Zeichen, daß ieder Rath auf seinem Sitze bleiben sollte, setzte sich selbst obenan und sprach. — „Nun bin Ich Fürst, und von diesem Augenblick an ist Mir Jeder für Alles, was

er hier thut, verantwortlich. Das Weitere nächstens!“ In iedem Kollegium hielt er sich etwa eine Viertelstunde auf; ins geheime Konseil aber ging er gar nicht, sondern schickte selbigem durch Lenz einen Befehl zu, seiner Mutter die nöthigen Kosten zum vorhabenden Festin auf eine seiner Domainen zu negociiren, dem ganzen Publikum in der Residenz aber durch ein gedrucktes Avertissement, welches das Censurkollegium erst zu genehmigen habe, bekannt zu machen, daß es sich weder bei seiner Zurückkunft, noch am Tage des Festins, welches seine Mutter geben wolle, noch am Huldigungstage selbst seintwegen in den geringsten Aufwand versetzen möchte, weil ieder sein Geld besser brauchen könne und im Grunde auch noch Niemand wisse, wen er an ihm habe.

Adelgulde besuchte ihren Sohn auf Gustafshöhe, bezeigte sich sehr mütterlichzärtlich, sprach blos von ihrem Festin nnd lud ihn nochmals feierlich dazu ein. Prinz Gustaf erschien noch Tags vorher in der Residenz, und ob er gleich im Herzen mit dem unnützen Aufwande, welchen seine Mutter machte, äuserst unzufrieden war, so betrachtete er es doch als die letzte ihrer Verschwendungen und tröstete sich damit,

daß es dabei nur über seinen Beutel, aber nicht über den Volksbeutel hergehe, und ward am Ende recht vergnügt. Besonders trug hierzu eine Komtesse von R. bei, welche in der Suite der Herzogin von . . sich befand, die Adelgulde zum grossen Festin mit eingeladen hatte. Adelgulde benutzte die heitere Stimmung ihres Sohnes und erinnerte ihn an sein auf heute gethanes Versprechen. Er folgte ihr in ein von der Gesellschaft entferntes Zimmer.

Adelgulde, sehr liebreich. Prinz, Sie treten nun die Regirung an und ich lege sie nieder. Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen, sondern Sie in Zukunft mir; und — —

Prinz G. Ich werde nie vergessen, daß ich Sohn bin; aber aus dem Sohne wird nun auch mit einem mahle ein Vater, und zwar ein Vater so vieler Kinder — — ich möchte diese gern alle glücklich machen und — —

Adelgulde. O schön, schön! Wie freue ich mich, meinen Sohn so sprechen zu hören! Ich habe die Huldigungsakten aufsuchen lassen, damit sie Ihnen vorgelegt werden können, um — —

Prinz G. Ich bedarf ihrer nicht, und es ist schon alles arrangirt.

Adel-

Adelgulde, über alle Erwartung hold. Auch gut! So halten Sie es mit Ihrer Huldigung, wie Sie wollen. Es kommt dabei Alles auf Sie an. Nur — wollen Sie Ihr Volk wahrhaftigglücklich machen und sein Glück befestigen, so müssen Sie nun auch an Ihre Vermählung denken.

Prinz G. Gnädigste Mama, das hat noch Zeit.

Adelgulde, schmeichelnd. Nein, mein Herr Sohn, das hat es nicht. Regenten sind es ihrem Lande schuldig, daran zu denken, so bald, als möglich. Es beruhet zu viel darauf. Bedenken Sie besonders, daß sie ietzt die einzige Hofnung des Landes sind. Mit Ihnen erlöschte — — ich bitte Sie, ich kann den Gedanken nicht ertragen — — Sie müssen, Sie müssen auf das baldigste für Succession sorgen. Und ich (wird äuserstzärtlich) habe meine letzte mütterliche Pflicht gegen Sie und gegen das Land nicht aus den Augen gesetzt, sondern bereits — —

Prinz G. Wohl gar für eine Braut gesorgt?

Adelgulde, holdselig, wie ein Marienbild. Ja, und zwar — —

Prinz G. Ach gnädigste Mama, meine Braut suche ich mir selbst aus.

Adelgulde, ganz leise. Ja doch, ia, das sollen Sie auch; aber so, wie Sie sie sehen werden, werden Sie sie selbst ausgesucht zu haben glauben.

Prinz G. Ist doch wohl nicht weit von hier?

Adelgulde, als wenn sie Anodinus auf Zucker träpfelte. Ja, weit ists freilich, recht weit. Das schadet aber nicht; es kommt auf eine kleine Reise von einem halben Jahre an.

Prinz G. Ich bitte Sie um Alles, Mama; ich bin ia kaum von Reisen zurückgekommen und sollte schon wieder so lange reisen? Und das gleich nach meinen Regierungsantritte?

Adelgulde. Bleibe Ich doch hier! Es schadet ia dem Lande nicht; es wird ihm vielmehr in der Folge unaussprechlich zu Gute kommen.

Prinz G. Wie so?

Adelgulde. Es ist der glänzende Hof zu ... mit dem Sie in Verbindung treten. Sie werden also hernach die Wahl haben, ob Sie hier oder dort leben wollen, und im letztern Falle werden Sie von Zeit zu Zeit die beträchtlichsten Summen ins Land remittiren können.

Prinz G. Also — vom Lande sollte ich mich gar trennen? Wozu geschähe dann der ganze Huldigungsakt?

Adelgulde. Dieser geschieht ia der Nation wegen, daß sie Sie für ihren Herrn erkenne; und das mus sie hernach, Sie mögen unter ihr leben, oder nicht. Wenn die Regirung nur verwaltet wird, so mögen Sie sie selbst verwalten, oder in Ihrem Namen verwalten lassen; darüber kann Sie die Nation nicht zur Rede stellen.

Prinz G. Nicht? gar nicht?

Adelgulde. Ich bitte Sie, wie häufig ist der Fall, daß ein Herr mehrere Länder hat, die weit von einander entfernt sind! Kann er denn da in allen zugleich residiren? In manches davon kommt er wohl in seinem Leben nur einmahl, oder gar nicht, und die Regirung wird daselbst in seinem Nahmen verwaltet. Wie, wenn iedes solcher Länder verlangen wollte, er solle selbst in seinen Grenzen sich aufhalten und es regiren?

Prinz G. Das ist ia aber bei mir, als Regenten dieses Landes, gar der Fall nicht.

Adelgulde. Er wird es aber werden Prinz, wenn —

Prinz G., determinirt. Das darf er eben nicht. Dieses Land hat von ieher seinen eigenen Regenten gehabt, der in seinem Schosse wohnte und es selbst regirte. Die Völker haben auch ihre Gerechtsame, wie einzelne Familien und Personen. Wodurch hätte es dis Volk verschuldet, daß es von nun an seinen Herrn nicht mehr im Lande haben, sondern in seinem Nahmen regirt werden sollte? Wie kann es mein Volk interessiren, ob ich irgendwo noch ein Land dazu erhielte? Warlich, es müste dem Schicksale wenig dafür danken, wenn es sogar dis davon haben sollte, daß es dadurch um seinen Herrn käme!

Adelgulde. Das geschieht ia aber dadurch gar nicht. Sie bleiben sein Herr nach, wie vor, und lassen es regiren.

Prinz G. Nein, nein, gnädige Mama; Selbst der Mann! Wenn dis Sprichwort irgendwo anwendbar ist, so ists hierbei.

Adelgulde. Bedenken Sie doch nur, wie Sie dem Lande durch iährliche starke Remisen von dorther aufhelfen könnten.

Prinz G. So entzöge ich diese ia dem andern Lande. Wäre denn das auch recht? Und — dieses Land hilft sich aus sich selbst

wieder auf, sobald nur gut Haus darin gehalten wird. Ich hoffe dis bald zu erleben.

Adelgulde. Und wäre es Ihnen denn zu verargen, wenn Sie in einem bessern Klima leben könnten?

Prinz G. Das Klima meines Vaterlandes ist mir das liebste. Wenn mir das Klima dieses Landes nicht mehr anstände, so müste ich mich auch von meinen Geburtsrechten auf selbiges losſagen. Das eigentliche Fürstenklima ist der Geist der Nationen. Der Geist dieser Nation ist ein sehr gutmüthiger, wackerer Geist; mithin ist das Klima hier für mich sehr gut.

Adelgulde. Machen Sie dem Volke hier nicht zu viel Eloge, ich bitte Sie; Sie werdens noch kennen lernen — es verdient sie nicht.

Prinz G., sehr brav. Alles in der Welt, gnädigste Mama, nur keine Verunglimpfung der Nation, in deren Schosse ich geboren ward! Es ist der besten eine; eine Nation, die verdient, daß ich für sie sterben könne.

Adelgulde brach wohlbedächtig hiervon ab und ging lieber in das Detail ihres ganzen ge-

machten Vermählungsplans über und bemühete sich, den iungen Gustaf durch Auseinandersetzung und lebhafte Darstellung aller der schimmernden Vortheile, welche er theils auf der Stelle, theils in Zukunft, erlangen könnte, sobald er nur wollte, zur Einwilligung in selbigen zu bewegen. Prinz Gustaf aber blieb unbeweglich, stand eilends auf und verlies seine Mütter mit den Worten — „Ei, ich mus ia doch auch tanzen.“

Als Adelgulde nach einer Stunde in den Saal kam, tanzte der Prinz mit der Komtesse von R. Nach dem Tanze unterhielt er sich mit ihr ganz zwanglos; nach der Unterhaltung tanzte er wieder mit ihr. Adelgulde verlies beide mit keinem Blick, und als dis bis in die Nacht abwechselnd so gewähret hatte, brachte sie es durch die Herzogin von . . dahin, daß die Komtesse sich entfernen muste. Der Prinz suchte sie in allen Winkeln und fand sie nicht. Er schickte Lenz auf Erkundigung nach ihr aus und bekam durch ihn die Nachricht, daß sie plötzlich abreisen müssen. Kaum hatte er dis gehört, so verlies er den Saal nnd reisete ebenso plötzlich nach Gustafshöhe zurück.

Adelgulden fing das Herz an mächtig zu klopfen. Sie hatte Augenblicke, wo sie noch alles hofte; sie hatte aber auch Augenblicke, wo sie alles schon fürchtete. Ihre Kundschafter benachrichtigten sie, daß Lenz die Komtesse von R. aufsuchen müssen und sie beim Einsteigen in den Wagen noch wirklich gesprochen habe. Die Herzogin von . . beruhigte sie aber vor ihrer Abreise noch deshalb und versprach ihr, daß die Komtesse weiter nicht sprechbar sein sollte.

Prinz Gustaf lies in einer der folgenden Nächte Wilhelmi zu sich kommen und nahm mit ihm über Alles die bestimmteste Abrede. Abends vor dem angesetzten Huldigungstage traf er in der Residenz ein. Adelgulde begab sich zu ihm, wünschte ihm Glück zum morgenden Tage und proponirte nochmals den schon eingeleiteten Vermählungsplan mit der ihr eigenen Suade. Der Prinz wies ihn gänzlich von der Hand und verbat mit einer Art von steifem Ernst alle weitere mütterliche Zudringlichkeit deshalb.

Adelgulde. Nun Prinz, so lassen Sie sich nicht nur huldigen, wie sie wollen, sondern vermählen Sie sich auch, wie Sie wollen. Ich habe das Meinige für Sie und für das Land

gethan. — Ich gehe aber nicht von Ihnen, ohne daß Sie mir noch eine Bitte gewähren, auf der meine eigene Ehre beruhet.

Prinz G. Ich kann nichts versprechen, als bis ich gehört habe — was?

Adelgulde. Acht Jahre und drüber habe ich mich der beschwerlichsten Landesadministration unterzogen, habe meine Ruhe, meine Freuden, meine Gesundheit sogar der Nation aufgeopfert; so werden Sie nun auch alles das ratihabiren, was ich in der ganzen Zeit gethan und verfügt habe. Das ist doch wohl die allergeringste Belohnung, die ich erwarten kann.

Prinz G. Wie könnt' ich das! Ich weis ja noch nicht einmahl Alles, was Sie gethan und verfügt haben. Gnädige Mama, haben Sie mich denn vorher auch nur um etwas gefragt, oder mich das geringste wissen lassen? Nun sollte ich hintennach ratihabiren. — Dinge wohl ratihabiren, die mein ganzes Herz — — —? Uebrigens ist es auch gar nicht nöthig. Sie haben volle Macht und Gewalt gehabt, und — so wird Sie kein Mensch zur Rede stellen. Nun habe Ich volle Macht und Gewalt und will schon Alles einrichten,

wie es sein soll. Was vorbei ist, sei vorbei; wir machen einen Strich durch die Rechnung.

Adelgulde. Damit gehe ich nicht ab, mein Prinz.

Prinz G. Und mehr kann ich nicht thun.

Adelgulde. Ich verlange ausdrückliche Ratihabition.

Prinz G., höchst ernsthaft. Diese gibt Gustaf, der Zweite, nicht. Und nun abstrahiren wir auch hiervon.

Adelgnlde, mit durchdringendem Anstande. Mein Herr Sohn! mein Sohn!

Prinz G. Ja, ich bin Ihr Sohn und Sie sind meine Mutter. Dis Verhältnis zwischen uns beiden ist und bleibt mir ewig heilig. Aber — dreimahl heiliger noch ist mir das Verhältnis, in welches mich die Vorsehung nun mit meinem Vaterlande setzt. Es tritt Kollision ein, das sehe ich wohl; aber dismahl mus mein Kopf meinem Herzen die Richtung geben.

Adelgulde, weinend. Sehen Sie meine Thränen! zum zweitenmahle fliessen sie nun Ihrentwegen.

Prinz G. Wann zum ersten mahle?

Adelgulde. Als ich ihre Mutter ward. Tod und Leben rangen da für uns beide.

Prinz G., bis zu Thränen gerührt. Ach, es ist ia wahr. — O Mutter, Mutter — — —

Adelgulde. Und so lohnen Sie mich nun für dis Alles?

Prinz G., sich die Thränen auswischend. Ich sage ia, alles Geschehene mag auf sich beruhen.

Adelgulde. Was habe ich denn gethan?

Prinz G., völlig gesetzt wieder. Das Land in eine enorme Schuldenlast gebracht —

Adelgulde. Das haben die Umstände so mit sich gebracht, und es ist dafür gesorgt, daß die Schulden binnen einigen Jahren getilgt werden können, wenn Sie nur wollen.

Prinz G. Auf die beliebte Art nicht! Bettler, Sklaven sind die armen Unterthanen, Barbarei, mitternächtliche Finsternis ist eingeführt. Licht, Freiheit, Wohlstand, Leben — Alles ist über die Grenze geflohen. O weh! o weh! Aber — die Flüchtlinge sollen alle wiederkommen und das Land besitzen.

Adelgulde. Prinz — um Gottes willen lassen Sie wenigstens die Hauptanstalten, welche ich getroffen habe, wie sie sind. Der

Geist des Zeitalters erheischt sie und ich habe sie — für Sie getroffen.

Prinz G. Für mich? Ich bin kein Fürst der Finsternis. Ich will im Lichte herrschen, und so soll auch mein Volk im Lichte wandeln. Wer Arges thut, der hasset das Licht. Auch will ich nicht über Sklaven herrschen, sondern über freie Menschen.

Adelgulde. Ach Prinz, Prinz, der Freiheitsschwindel unserer Tage — —

Prinz G. O gnädigste Mama, mit diesem Schwindel hat es gar nicht so viel zu sagen. Unredliche Minister, Lieblinge und Hofschranzen machen ihn grösser, als er ist; denn sie spinnen Allerseits Seide dabei. Wie die Ehrfurcht für den Vater den Kindern eingeprägt ist, so ist es auch die Ehrfurcht für den Regenten dem Volke. Der Vater mus es arg machen, den die Kinder nicht mehr im Hause dulden wollen, und ebenso auch der Regent, den das Volk nicht mehr im Lande dulden will. Beides ist zu widernatürlich. Am Ende aber ist freilich das Haus, die Familie, mehr, als der Vater, und das Land, das Volk, mehr, als der Regent. Man mus, sagte mir einmahl ein alter Hirte, die Schafe nicht

schinden, sondern nur scheeren; alsdann behält man sie.

Adelgulde, die unterdessen einige Prisen genommen. Die allerwichtigste Hauptsache ist, daß Sie die ganze Dienerschaft, besonders die höhere, wie sie ist, bestätigen. Diese Männer haben einmahl Routine, kennen das Land und sind lauter tüchtige, gute Männer.

Prinz G. Auch darauf kann ich jetzt nicht eingehen. Ich werde Alles so einrichten, wie es zum Besten des Landes gereicht.

Adelgulde. Wen haben Sie denn zum Rathgeber dabei?

Prinz G. Mich selbst.

Adelgulde. Das ist ja Nichts gesagt, Prinz. Wie könnten Sie denn — — —

Prinz G. O ja, es ist Genug gesagt. Man mus nur arbeiten wollen. Fürsten müssen so gut arbeiten, wie Unterthanen, und müssen noch mehr arbeiten, als diese; denn sie bekommen mehr Arbeitslohn.

Adelgulde. Sie lassen doch das geheime Konseil, wie es ist?

Prinz G. Das wird sich morgen zeigen.

Adelgulde. Und der Graf N. bleibt doch Premierminister?

Prinz G., hitzig. Auf keinen Fall! In diesem Nichtdeutschen ist kein deutscher Blutstropfe. Er kann, wenn er nichts beigelegt hat, wieder in der Oper singen, wie vorher.

Adelgulde, erschrocken. Nun wer wirds denn? Doch der Niederträchtige nicht, der die immerwährende Fehde zwischen Ihrem Vater und mir unterhielt?

Prinz G., noch hitziger. Mama, ich bin Ihr — (sich verbeugend)

Adelgulde, im Fortgehen. O weh, o weh, wo bleibt der Glanz dieses Hofes!

Prinz G., nachrufend. Er verwandelt sich in Volksglanz.

Eine unsägliche Menge von Menschen strömte zur Residenz. In der Nacht kam auch Wilhelmi von Thaldorf an und trat bei Lenz ab. Man hörte und sah von keinen Anstalten weiter, als daß die gesammte höhere und niedere Dienerschaft nach Hofe bestellt ward, und daß das sämtliche Militär ausrücken muste. Kein Soldat war in der Residenz zu sehen; von Bürgern und Bauern aber wimmelte alles.

Die Huldigungsstunde schlug. Viele Tausende hatten den Schlosplatz besetzt Der Anblick der zahllosen Volksmenge war feierlich und rührend. Die versammleten Minister und Räthe harreten mit ieder Sekunde auf weitere Befehle. Adelgulde wuste sich vor ängstlicher Neugier nicht zu lassen. Alles wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich kündigten Trompeten die Ankunft des Prinzen an. Gustaf, der Zweite, erschien im Staatskleide auf dem Balkon, schwenkte seinen Hut und legte ihn neben sich. Ihm zur Seite trat Lenz und zog ein Papier aus dem Busen. Trompeten ertönten abermals und gaben das Signal zum heiligen Akt. Eine ehrwürdige Stille herrschte. Lenz las mit erhobener Stimme:

„Gustaf, der Zweite, schrieb mit eigener Hand also. Ich habe die Nation zusammenberufen, um ihr zu sagen, daß ich heute die Regirung über sie antreten will. Durch meine Geburt zwar bestimmt, der Erste unter ihr zu sein, fühle ich es iedoch sehr tief, daß ich die Ehre, dis zu sein, erst noch verdienen müsse. (Bei diesen Worten schlug die lauschende Adelgulde schon das Fenster zu und bekam Vapeurs) Mitbürger, ia, ich will sie

suchen zu verdienen. Nur für euch will ich leben; ich will eure Thränen trocknen, eure Seufzer stillen und in eurem Glück mein Glück nur finden. Keine unnützen Reisen, keine nichtshelfende Projekte sollen mich ie von euch trennen; ich will mitten unter euch leben und sterben. Hier wohne ich von nun an; hier bin ich von Jedem zu finden und mein Haus steht Allen offen. Nehmt keinen Anstos an meiner Jugend; werde ich ein guter Fürst, so habet ihr Hofnung, mich desto länger zu behalten. Ich kann arbeiten und will für euch arbeiten Tag und Nacht. Euer und mein Wohlstand ist gesunken; aber seid getrost, beide sollen sich wieder heben. Ich will keine Schätze unter euch sammlen, sondern nur meine Schulden bezahlen. Eine gute Haushaltung soll mir hierzu verhelfen; nehmet Alle ein Beispiel an mir. Jede Erleichterung, die euch auf der Stelle geschehen kann, soll euch sofort wiederfaren, und nach und nach sollet ihr von allen euren Lasten befreiet sein. Des Volks Wohl ist des Fürsten Reichthum. Meinen Vater habt ihr nicht lange gekannt; meinen Grosvater aber desto länger. Ich, Gustaf der Zweite, trete in Gustafs des Ersten Fusstapfen. Bei seinen Gebeinen schwör

ich euch, Vater des Vaterlandes zu sein, wie er es war. Kein Machtspruch soll ie von mir erfolgen; die Gesetze nur sollen richten. Kein Druck soll euch wiederfaren; über freie Menschen will ich regiren. Keine Bitte will ich abschlagen, die ich erfüllen kann, und wenn ich ie eine abschlagen mus, so solls mir weher thun, als dem Bitter. Haltet mich bei meinem Worte! Und damit ihr dis desto besser könnet, so soll diese Schrift sogleich in die Hofbuchdruckerei gegeben werden, wo ieder noch heute ein Exemplar von ihr unentgeldlich haben kann. Sie sei auf ewige Zeiten Richterin zwischen mir und euch! Ich täusche euch nicht. Habet mich lieb — seguet mich — betet für mich!“

Die Stille war auf den höchsten Grad gestiegen, und es war, als wäre kein Mensch auf dem Schlosplatze. Aus allen Augen quollen Thränen. Lenz trat zurück.

Prinz Gustaf, mit angestrengter Kraft. Nun, wollet ihr mich haben zu eurem Regenten?

Ein Ja, dergleichen noch auf keinem Schlosplatze der Welt gehört worden, ertönte in ununterbrochener Dauer einige Minuten lang, lief gleichsam wie eine Flamme von den

Lippen

Lippen der voranstehendsten Tausende über die Lippen der drauf folgenden und sofort an bis auf die Lippen der Hintersten, und schien nur ein einziges Ja zu sein. Sobald es sich ganz in den Lüften verlohren hatte, setzte Fürst Gustaf den Hut auf.

Der edle Gehuldigte hatte während des tönenden Ja mit der unaussprechlichsten Rührung da gestanden. Man hatte es ihm ansehen können, wie er sich selbst versprach, vor ieder wichtigen Regentenhandlung seines Lebens sich allemahl erst zu fragen, ob sein Volk auch nach derselben dieses Ja von neuem so freudig ausrufen würde. Er erholte sich einige Augenblicke und rief aus — „Ich danke, ich danke, ich danke! Von morgen an hört die neuere Accise auf Brod und Bier auf.“

Ein dreimahliges „Es lebe Gustaf, der Zweite!“ erscholl auf dem ganzen Schlosplatze, dauerte lange, klang von den Mauern wieder, klirrte von den Fenstern zurück. Ein Trompetensignal schuf abermahlige tiefe Stille. Fürst Gustaf nahm den Hut ab und erhub sein Haupt gen Himmel.

„O du, vor dem ich nur Staub bin, wie mein Volk, höre, erhöre mich, wenn ich iezt

mitten unter meinem Volke zu dir bete! — Gott, ich erkenne dich für meinen Richter und will der Rechenschaft stets eingedenk sein, die ich einst vor dir ablegen mus. Dein Rathschlus bestimmte mich zum Fürsten, nicht mein Verdienst. Ach, laß mich deiner Gnade würdig werden! Ja, ich will — ich will ein guter Fürst werden; stärke du mich dabei! Verlas mein Volk nicht! Verlas nicht mich! Segne mein Vaterland — segne meine Mitbürger — segne mich! Den letzten Schlag, den mein Herz einst thut, soll es für mein Volk noch thun — Amen!“

Trompeten und Pauken fielen ein und ein feierliches Nun danket alle Gott ward von Fürst und Volk gesungen. Der Eindruck hiervon war unbeschreiblich. Der Fürst stand mit unbedecktem Haupte und alle Herzen wurden sein. Nach Vollendung des Gesangs gaben Trompeten das Zeichen, daß der Akt vollbracht sei. Der Fürst verlies den Balkon; die Volksmenge verlohr sich vom Schlosplatze; das Militär rückte in die Residenz wieder ein.

„Das ist ein Tag der Tage“ rief ein Bürger dem andern, ein Bauer dem andern zu. „Das ist ein Tag der Tage“ sprach ieder Vater und drückte seine

Kinder wieder froh an sein Herz. „Das ist ein Tag der Tage, lalleten die Greise; nun wir ihn noch erlebt haben, wollen wir gern sterben.“ Die ganze Nation lebte wieder auf und Alles ward Freude und Jubel. Die geschehene Ausrückung des Militärs während des Huldigungsakts ward ohne gegebene Erklärung verstanden. „Unser Fürst will uns ohne Soldaten regiren — dann ists schon gut“ hies es allenthalben, und dieser Gedanke entzückte die Nation noch mehr.

Da Gustaf nur die Lustbarkeiten der Unterthanen für ihn, aber nicht für sich unter einander verboten hatte, so ward dieser Tag im ganzen Lande Familienweise auf das vergnügteste hingebracht. In der Residenz war fast kein Haus ohne Musik, und wer nur eine Geige streichen konnte, der strich sie heute, und alle Hausgenossen tanzten darnach. Alles ging ohne Unordnung ab, und so erfuren Fürst und Volk gleich am ersten Tage ihrer Verbindung, wen sie gegenseitig an einander hätten.

Wilhelmi war während der Huldigung durch eine Hinterthüre ins Schlos gekommen

und wartete schon an der Stäte, wo er mit Gustaf dem Ersten so viel gearbeitet hatte, auf Gustaf den Zweiten. Der Fürst ging vom Balkon unmittelbar in sein Schlafkabinet und verweilte daselbst ebenso lange wieder, als er sich vor dem feierlichen Akt da aufgehalten hatte. Wilhelmi sah es ihm an, was er da gethan. Mit deutscher Herzlichkeit trat der Fürst zu ihm herein und sprach — „Nun wären wir so weit. Mich habe ich bei der Nation eingeführt; nun will ich Sie bei der Dienerschaft einführen.“

Bei diesen Worten gab er ihm das getrocknete Schneeglöckchen zurück, welches er während der Huldigung am Hute gehabt. Wilhelmi beschenkte ihn dafür mit den zwei reifen Erstlingen des ihm so heiligen Pfirsichbaums, die der Fürst mit tiefer Rührung und mit der Frage zugleich annahm — „Wissen Sie, wie mir die beiden Früchte vorkommen?“ Wilhelmi erwiederte — wie die aufgehobene Accise auf Brod und Bier. „Getroffen, getroffen!“ versetzte der Fürst, umarmte ihn zärtlich, und befohl ihm, mitzugehen.

Sämtliche Minister und Räthe hatten in dem Saale, wo sie versammlet waren, den

ganzen ungewöhnlichen Huldigungsakt mitangesehen und mitangehört. Einige hatten darüber blos die Nasen gerümpft, andere die Köpfe geschüttelt, noch andere laut gespöttelt. Alle aber, wie sie da waren, laborirten am Herzklopfen, als es hies — der Fürst kommt — und Leichenbläße bezog vollends ihre Gesichter, sobald sie Wilhelmi, ihm nachfolgend, erblickten.

Fürst Gustaf, als er sie mit fürstlicher Würde begrüßt, in der Mitte des Saals. „Ich habe so eben meine Regirung angetreten, Messieurs, und präsentire Ihnen hiermit meinen Minister. (Wilhelmi tritt vor; der Fürst legt die linke Hand auf sein Herz und weiset mit der rechten auf Wilhelmi hin) Hier ist nun Gustaf der Zweite, und da ist Hallo der Zweite! Ich will sein, was Gustaf der Erste war, und dieser soll mir sein, was Hallo jenem war. Seine Geschicklichkeit zum zweiten Posten im Lande, sein Patriotismus und seine Dienertreue sind durch eine lange Reihe von Jahren schon erprobt und landkundig. Man braucht ihn nur zu sehen; sein Anblick gleich fertigt ihm die Bestallung aus. (Blickt Wilhelmi feierlich an) Hiermit haben Sie sie! Die Hand drauf!

(Wilhelmi reicht ihm devot die Hand und er hält sie fest) So versprechen sich deutsche Männer Treue, und so versprechen wir beide uns lebenslange Treue und gemeinschaftliches Arbeiten für das Heil meiner ganzen braven Nation! Sie sollen mit mir umgehen, wie Hallo mit meinem Grosvater umging; Sie schreiben sich deshalb von nun an Wilhelmi, genannt Hallo der Zweite. (umarmt ihn bider und lange) Ich bin ein blutiunger Fürst noch; Bidermann, daß Sie mir ia allemahl sagen, wo ich fehle, und mir nichts verschweigen! Daß Sie mich ia halten, wenn ich zu rasch handeln will, und mit Ihrer langen Erfarung meiner Unerfarenheit zu Hülfe kommen! Ich will Sie hören, wenn Sie sprechen; ich will auf Sie horchen, wenn Sie mir widersprechen; ich will ganz Ohr sein, wenn Sie mir einen Rath geben. Sprechen Sie — widersprechen Sie — geben Sie Rath — — Ihr Fürst hält Wort." (Wilhelmi verbeugte sich ehrfurchtsvoll und trat wieder zurück.)

„Einen Minister aber brauche ich nur; und so geht hiermit das geheime Konseil ein. Es hat dem Lande viel gekostet und nichts geholfen. Meiner Prachtliebenden Mutter, die

alle Klassen der Dienerschaft, von der obersten an bis zur untersten übermässig besetzte, hat es vielmehr blos dazu gedient, ihr einen unpatriotischen Plan nach dem andern an die Hand zu geben. (sieht die Minister drohend an) Ja, ia, ihr Herren, ihr habt eure Sachen arg gemacht, und wenn ihr empfangen solltet, was eure Thaten werth sind, was meintet ihr, daß euch in diesem Augenblick geschehen müste? Gibts ein grösseres Verbrechen unter Gottes Sonne, als dis — ein ganzes Volk unglücklich zu machen? Doch, mir sei es genug, daß euer Reich nun ein Ende habe, und so überlasse ich euch den Strafen des Schicksals und eures eigenen Gewissens. Sie, Graf N., der Sie iährlich unbekannte grosse Summen empfangen und durchgebracht haben, verdienten aus dem Premiermi-nister der Premierkarrer auf meinem Bauhofe zu werden; aber ich gebe Ihnen die Freiheit, Komödiant wieder zu werden, wie ehemals, unter der Bedingung, sogleich meine Residenz zu verlassen und binnen acht und vierzig Stunden mein Land zu räumen. Fort aus meinen Augen, ausländischer Bösewicht! (Graf N. schiebt sich mit seinem dicken Bauche zum Saale hinaus) Und Sie übrigen Mitglieder

des geheimen Konseils haben hiermit auch Ihren Abschied und können gehen, wohin Sie wollen. Adieu, Messieurs, meine Theorie passt zu eurer Praxis nicht. (Die übrigen Minister schieben sich dem Grafen N. nach) Nun ist das Reich des Teufels hier im Lande zerstört — Ehre sei Gott in der Höhe!"

„Euch übrigen Herren aber, meinen Räthen samt und sonders, thue ich noch folgende Deklaration. Wem sein eigenes Herz sagt, daß ich ihm morgen den Abschied geben möchte, weil er ihn verdient hat, der fordere ihn heute noch selbst. Wer ihn verdient hat und heute nicht fordert, dem gebe ich ihn morgen. Jedem aber, der ihn heute nicht fordert und dem ich ihn morgen nicht gebe, rathe ich, als Patriot und als treuer Diener seine Funktionen zu verwalten; widrigenfals ich das ganze alte Nest bis auf das letzte Moos zerstöre. Hier soll wieder Volksglückseligkeit bestehen; wer für diese keinen Sinn hat, der retirire sich bei Zeiten! Ich will ein Fürst sein, wie sichs gehört. Weiden will ich meine Heerde, aber nicht hetzen; regiren will ich mein Volk, aber nicht tiranniſiren; in Ordnung will ich meine Kinder halten, aber sie nicht zur Verzweiflung

treiben; Abgaben will ich von meinen Unterthanen nehmen, aber ihnen nicht das Blut aussaugen. Die Teufel sind nun ausgetrieben; die Hölle hat hier ein Ende. Das Himmelreich kommt — Freiheit und Wohlstand sollen wieder blühen; die erwerbenden Stände der Menschheit sollen wieder in Ehren gehalten werden und sich ihres Erwerbs freuen; die Verdienste sollen wieder geschätzt und belohnt werden; die gesunde Vernunft soll in allen Dingen wieder den Ton angeben. Wer hierzu mitwirken will, der thue es; wer nicht will, den brauche ich nicht. Dis ist meine standhafte Erklärung, und mit derselben zugleich versichere ich noch einem ieden, dem sie gefällt, und der ihr gemäs handeln wird, meine Achtung, meine Freundschaft, meine Liebe, meine Dankbarkeit."

Mit diesen Worten verlies der Fürst den Saal und begab sich in sein Kabinet zurück, wo er den Rath Lenz sofort mit Aufträgen zu einer geheimen Reise abfertigte, während daß der neue Minister auf seinen Befehl bei der übrigen Dienerschaft im andern Saale sich selbst einführte und in seinem Nahmen verhältnismässig ähnliche Deklarationen that. Graf N. war sogleich zu Adelzulden gegangen und

hatte ihr sein Schicksal referirt. Adelgulde, sobald sie hörte, daß Wilhelmi erster Minister geworden wäre, hielt es nicht für rathsam, länger im Lande zu verweilen, sondern reisete, ohne von ihrem Sohne Abschied zu nehmen, noch vor der Tafel ab und begab sich zu einer ihrer Töchter. Graf N. begleitete sie.

Der junge Fürst, als es dis erfur, trat ans Fenster und sah lange in die Wolken hin. Wilhelmi Hallo kam endlich herein. Fürst Gustaf wendete sich um, wischte sich die Augen aus und sprach — So mus ein Fürst Mutter und Schwestern verlassen und an seinem Volke hangen. Der Minister erinnerte ihn an seine Vorhersagungen deshalb und Gustaf beruhigte sich. Doch kam er nicht zur Tafel, sondern speisete allein im Zimmer und lies ienen den Wirth machen.

Die Tafelgesellschaft war klein, und viele, die zu ihr gehörten, hatten sich mit Unpäslichkeit entschuldigen lassen. Wilhelmi referirte dis nachher dem Fürsten und brachte ihm zugleich ein Pack Abschiedsgesuche von Räthen aller Art. „Gut, gut, rief Gustaf aus, die Sache macht sich selbst; so dürfen wir sie nicht machen. Sind das die Geister alle, die sich nicht sicher wissen, oder gibts noch mehr?“

Wilhelmi war der Meinung, daß sie es alle wären, und daß sich der ganze höhere Dienerstat wirklich selbst gereinigt hätte. „Nun, erwiederte Gustaf, wir wollens sehen. Das allgemeine Normale, das ich Ihnen gebe, ist dieses — Es soll in allen Kollegien und am ganzen Hofe und im ganzen Lande alles wieder auf denselben Fus, wie es war, als mein Grosvater die Augen schlos. Dieser verstands und lies sich nicht einreden; mein Vater verstands zwar auch, aber meine Mutter hatte doch Einflüsse auf ihn. Wissen Sie wohl, was Sie sprachen? Der Grund wäre noch da und es läge nur Schutt darauf. Also hinweg den Schutt — dann wollen wir bauen.“

(Der Leibiäger kommt herein.)

Fürst. Was willst du?

Leibiäger. D. Quenstädt und noch einige andere Geistliche sind da und wollen die Gnade haben, aufwarten zu dürfen.

Fürst. D. Quenstädt? Wer ist das?

Wilhelmi. Es ist der ietzige Generalsuperintendent.

Fürst. Sie mögen hereinkommen.

Wilhelmi, im Weggehen. Des Censurkollegiums und des Kollegiums der reinen Lehre wegen wollten Sie mir noch etwas sagen . . .

Fürst. Ach ia! (geht schnell an sein Büreau) Da sind die Aufhebungsdekrete. Publiciren Sie sie heute noch!

Quenstädt, Kalov, Dannhauer, Hutter, Fecht und Götze treten ein.

Fürst, als sich D. Quenstädt zur Anrede geschickt macht. Wer sind Sie, meine Herrn?

Quenstädt, sehr devot. Wir sind das Kollegium der reinen Lehre. —

Fürst, schnell. Gewesen! Gewesen!

Quenstädt, so erschrocken, daß er sich auf seine Rede nicht besinnen kann. Und — sind zugleich die Deputation, welche der gesammte Klerus im Lande schickt, seine unterthänigste Ehrfurcht Höchstdenenselben zu Füssen zu legen. Wie — — (Kalov flüstert ihm einmahl über das andere ins Ohr — Melchisedech — worauf er sich besinnt und also anhebt) Gesalbter des Herrn! Melchisedech, der ein Priester Gottes, des Allerhöchsten war, segnete einst den Abraham und — — —

Fürst, beide Arme über ihn ausbreitend. Ist gut, ist gut; ich danke Ihnen. Ich bin von langen Anreden an mich kein Freund. Ich hoffe, daß meine Geistlichkeit dem Volke mit

guten Beispielen und mit reinem Leben vorleuchten werde. Ich hoffe, daß sie die Reinigkeit meiner Absichten bei allen meinen Veranstaltungen nicht verkennen und solche nöthigenfals auch ihren Gemeinen rein und lauter aus einander setzen werde. Aber die Herren müssen auch reindeutsch sprechen lernen. Höchstdenenselben ist kein reines Deutsch; es mus heissen — Ihnen. Haben Sie sonst noch etwas? Ich bin sehr okkupirt.

Quenstädt, Kalov, Dannhauer, Hutter, Fecht und Götze empfohlen sich zu Gnaden und traten wieder ab. In der Antichambre bekam Quenstädt von seinen Kollegen heftige Vorwürfe darüber, daß er auf das Gewesen, Gewesen, nichts erwidert, und man drang eben in ihn ein, sich noch einmahl besonders melden zu lassen und als Erster die gehörigen Gegenvorstellungen zu machen, als der Minister sämtliche Zionswächter zur Publikation eines Landesherrlichen Befehls in ihr seitheriges Sessionszimmer einladen lies. Sie erschienen, hörten, staunten, verstummten und räumten die Stäte, auf welcher sie zwei Jahre lang mit päbstlicher Gewalt über die Gewissen der Menschen geherrscht hatten. Der Minister schlos selbst vor ihren Augen noch die Thüre zu und steckte den Schlüssel zu

sich. Drauf gingen die Debatten unter ihnen auf der Gallerie von neuem an. „Nun sind wir schön daran, sprach Dannhauer; nun ist das Reskript publicirt; so lange haben wir doch gewartet.“ „Schadet nichts, versetzte Kalov; hat der Erste von uns keine Vorstellungen vorher gemacht, so mus er sie hintennach machen.“ „Ja, riefen Hutter, Fecht und Götze aus, und damit mus er so lange fortfaren, bis der Fürst sein Reskript zurücknimmt, oder uns durch ein zweites retablirt.“ — Kurz, der Generalsuperintendent muste nochmals allein um Audienz bitten, die er auch erhielt.

Fürst, unwillig. Ich habe Ihnen ia gesagt, daß ich sehr okkupirt sei. Was für einen Gegenstand betrifts denn?

Quenstädt. Den wichtigsten für ieden Fürsten in unsern Tagen; den Gegenstand, worauf die Sicherheit der Thronen, wie das Heil der Völker, beruhet.

Fürst. Aha, nun weis ich schon. Daß ich weise und mild regiren soll — nicht wahr? Nun, darüber nehme ich gern Unterricht an; ich bin noch iung.

Quenstädt., unter Kopfschütteln sich tief verbeugend. Nein — die reine Lehre im Lande betrifts. In diesem Augenblick

ist uns, die wir das Kollegium der Hut und Wache für selbige ausmachen — —

Fürst. ausgemacht haben — —

Quenstädt. zwar das Reskript unserer Aufhebung wegen publicirt worden; wir bitten aber aus Eifer für die Religion, für das Vaterland und für Ew. — Selbst, uns in Gnaden zu restituiren.

Fürst, lächelnd. Ich würde doch nicht Negatife und Affirmatife an einem und demselben Tage reskribiren?

Quenstädt. Wenn die Gründe, welche ich vorzutragen habe, Ew. — von der Nothwendigkeit unserer Forterixistenz, wie ich hoffe, überzeugen werden, so — —

Fürst, spöttisch. Die Gründe für die Nichtnothwendigkeit Ihrer Forterixistenz sind es eben, welche mich zur Aufhebung Ihres Kollegiums vermocht haben, und ich pflege so etwas nicht zu thun, ohne es vorher reiflich überlegt zu haben. Nicht wahr, Herr Doktor, ie weniger Räder eine Maschine hat, desto vollkommener, dauerhafter und zweckmässiger ist sie? Wozu also die unnöthige Vervielfältigung der Landeskollegien? Ich habe mein Konsistorium; daran ists genug.

Quenstädt. Erlauben Ew. —, die Geschäfte desselben sind zu überhäuft, als daß es seine Vigilanz über die Reinheit der Lehre gehörig betreiben könne. Dieses wichtige Obiekt macht aber einem eigenen und besondern Kollegium genug zu thun; und so — —

Fürst. Hat man denn wohl zu meines Grosvaters Zeiten von einem besondern Kollegium für die reine Lehre gehört? Und dennoch ward damals die Lehre von Jahre zu Jahre immer reiner. Seitdem ihr Herren existirt, ist sie erst wieder unrein geworden. Also —

Quenstädt, heftig erschrocken. Ich erzittere bei dem Vorwurfe, welchen Ew. — uns machen. Wir alle tragen das Bewustsein mit uns umher, daß wir als treue Wächter Zions das uns übertragene wichtige Amt redlich verwaltet und die reine Lehre im Lande erst wiederhergestellt haben, welche vorher ganz verschwunden war.

Fürst. Ich sehe wohl, wir sind in den ersten Begriffen nicht einig. Was verstehen Sie denn unter der reinen Lehre?

Quenstädt. Die Lehre, wie sie in den Simbolen unserer Kirche festgesetzt ist, und wie sie in Gemäsheit derselben von den angesehensten

henſten Lehrern der Kirche vor den Zeiten der Neuerungen in ihren Schriften vorgetragen wird.

Fürſt. Und ich verſtehe darunter die Lehre Jeſu ſelbſt, wie ſie im Evangelienbuche enthalten iſt. Aechter kann das Quellwaſſer doch wohl nicht ſein, als in der Quelle ſelbſt. Wie können auch Chriſten ihre Freiheit ſo verleugnen ſollen, daß ſie ſich ihren Glauben durch Simbolen feſtſetzen laſſen müſten? All der Menſchenzuſatz zur Lehre Jeſu in den Simbolen nützt und frommt nicht, und ſo will ich ihn auch in meinem Lande nicht haben. Wenigſtens ſoll kein Lehrer gezwungen ſein, ihn zu lehren, und noch weniger einer meiner Unterthanen gezwungen ſein, ſich ihn lehren zu laſſen und anzunehmen. Chriſtenthum will ich, reines, wahres Chriſtenthum; nicht Kirchenthum und Sektenthum, oder gar das alte Pabſtthum wieder. Sagen Sie, wie können Sie ein proteſtantiſcher Lehrer ſein und einen Andern für Ihren Meiſter erkennen, als den Stifter des Chriſtenthums? Warlich, die Aſche unſerer wackeren Reformatoren möchte ſich ia darüber bewegen. Wozu hätten dieſe dann das Joch aller menſchlichen Autoritäten ſo ritterlich abgeworfen, wenn hernach wieder ein ähnliches

Joch auf der Christen Nacken geworfen werden sollte? So hätten sie doch gleich lieber alles gelassen, wie es war. Nein, in meinem Lande soll evangelische Freiheit herrschen, und Alles soll im ganzen Religionswesen wieder auf den Fus, wie es am Sterbetage Gustafs, des Ersten, war.

Quenstädt, die Hände über sich zusammenschlagend. Ach daß Gott walte! (schickt sich an, einen Fusfall zu thun) Im Nahmen Jesu Christi bitte ich Ew — — —

Fürst, der ihn feurig anblickt. Was wollten Sie thun? O schämen Sie sich! Im Nahmen Jesu Christi will ich eben die ganze Umschaffung bewirken.

Quenstädt, unter tiefem Seufzen. Ach, das hat mir der Herr heute wohl gesagt.

Fürst. Wer?

Quenstädt. Der Herr Jesus.

Fürst, ernsthaft. Was? Besucht er Sie zuweilen?

Quenstädt, in Entzückung. O ia. Er hat mir immer die Aufträge an unsere gnädigste Landesadministratorin gegeben.

Fürst. Nun, so ists schon gut. Ich habe genug, Herr Doktor. Meine Mutter war eine Frau. Mir werden Sie durch

solche Sächelchen mehr verächtlich, als lächerlich. Aber — hat Ihnen denn der Herr Jesus keinen Auftrag an mich gegeben?

Quenstädt. Allerdings. Er schickt mich eben zu Ew — daß Sie die reine Lehre in Schutz nehmen möchten.

Fürst. Nun, das will ich auch. Also sind der Herr Jesus und ich ganz einerlei Meinung.

Quenstädt. Nein, er meinte, daß Sie Alles so lassen möchten, wie es iezt ist.

Fürst. Da haben Sie sich gewis verhört, Herr Doktor. Gehen Sie nur nach Hause und fragen ihn noch einmahl. Er kann unmöglich die Lehre, welche iezt hier gepredigt wird, für seine Lehre erkennen, oder es müste Einer von den falschen Christussen sein, der Ihnen die Visite macht.

Quenstädt, iammernd. Ach was wird der liebe Heiland sagen, wenn ich ihm das alles wiedersage! Weinen wird er, wie vor Jerusalem.

Fürst. Glauben Sie das nicht. Er wird sich vielmehr darüber freuen. Sagen Sie ihm nur alles wieder; besonders das, was die falschen Christusse betrift. Sagen

Sie ihm, daß ich wüste, wie unwillig er über die Auf- und Zusätze gewesen sei, welche die Pharisäer zum Gesetz gemacht, und daß ich ihn bei seinem Worte hielte, daß er das Licht der Welt habe sein wollen. Und — nun ists gut, Herr Doktor. Ich will nicht zu denen gehören, welche in der Finsternis dieser Welt herrschen. Licht! Licht! ist mein Wahlspruch.

Quenstädt. Geruhen Ew — mich nur noch bemerken zu lassen, daß zu viel Licht das Volk blende.

Fürst. Ja, in der Sinnenwelt wohl; in der Verstandeswelt aber nicht. Es hat auch fürwahr noch keine Noth mit dem Blenden. Mich dünkt, es ist dafür gesorgt, daß des Lichts nicht zu viel werde.

Quenstädt. Alle die Tumulte und Gährungen, welche hier im Lande gewesen sind, waren blosse Folgen der sogenannten Aufklärung. Kaum wären sie nun gedämpft, so würden sie mit verdoppelter Wut wieder ausbrechen.

Fürst. Darüber sein Sie ganz unbesorgt. Warum war denn die Nation während der langen Regierung meines Grosvaters, Gustafs,

des Aufklärers, so ruhig? Warum sind die Unruhen erst nach seinem Tode ausgebrochen?

Quenstädt. Ja, halten Ew — zu Gnaden, das Gift hat langsam gewirkt; nun sind die Folgen erst ausgebrochen.

Fürst. Ach hat sich was! Meine Mutter hätte die Nation nicht bis aufs Aeuserste treiben sollen; das war's. Und Sie hätten, als Ihr Beichtvater, ihr das Gewissen deshalb schärfen sollen. Wissen Sie die ähnliche Geschichte von Naboths Weinberge? Warum thaten Sie denn nicht, wie der wackere Thisbite und sprachen ein Wort des Herrn? Das würde Ihnen mehr zur Ehre gereicht haben, als wenn sie ietzt zu mir kommen und thun, als wenn sie der Herr gesandt hätte. Aber da traf ein, was dort geschrieben steht — meine Propheten sind stumme Hunde. Merken Sie sich, was ich sage — wenn die Saiten zu straf gespannt werden, dann springen sie. So gehts nicht nur mit Klavieren und Violinen, sondern auch mit den Staaten, und dabei kommt die Aufklärung gar nicht in Sprache. Und wär's auch warlich, daß ein dummes Volk sich eher misbrauchen liesse, als ein kluges — es kann immer sein — so ist es nicht nöthig, daß für

die Dummheit meines Volks gesorgt werde; denn ich will mein Volk nicht misbrauchen. Ich will kein Despot sein, und so habe ich auch keine Helfershelfer dabei nöthig; weder weltliche, noch geistliche. Die letztern sind in meinen Augen die schändlichsten; denn sie handeln ganz gegen ihre Bestimmung, welche darin besteht, Fürsten und Königen in Gottes Nahmen die Wahrheit zu sagen, wenn sie sie sich selbst nicht sagen. Lesen Sie die ganze Sendungsgeschichte der Propheten durch, so werden Sie finden, daß ich Recht habe. Hier haben seither Propheten und Prophetenkinder gethan, was den Herrn übel gefiel, und nur dem Volke seine Pflichten und dem Regenten seine Rechte gepredigt. Von nun an sollen meine Prediger dem Volke auch seine Rechte und mir auch meine Pflichten predigen. Nächstens werde ich das Behufige über dis alles ans Konsistorium gelangen lassen, und ich hoffe, daß Sie sich bei weiterer Verfügung desselben besonders auszeichnen werden.

Quenstädt, mit gefalteten Händen. Das bin ich nicht im Stande.

Fürst. Es soll Ihnen nicht sauer werden; ich habe schon dafür gesorgt. Alle aus meines Grosvaters Zeiten noch lebende wackeren Kir-

chenräthe, welche meine Mutter in den Ruhestand gesetzt hatte, sind bereits wieder in Aktivität versetzt. Diese werden Ihnen treulich helfen.

Quenstädt, erschrocken, sich aber doch wieder besinnend. Nein, ich meine, es ist wider mein Gewissen.

Fürst. Nun, wenn es das ist, so weis ich weiter keinen Rath, als — entweder Sie führen Ihr irrendes Gewissen zurechte, oder Sie machen Platz samt Ihrem Gewissen.

Quenstädt, stotternd. Ich — bitte — um — meine Entlassung.

Fürst. Sie haben sie schon.

Quenstädt verlies ganz betäubt den Fürsten, eilte zum Schlosse hinaus und sprach im Vorbeigehen blos zu seinen auf ihn wartenden Kollegen — Ich habe meinen Abschied und Sie werden ihn kriegen.

Bald darauf lies sich auch der Präsident des Censurkollegiums melden und erhielt gleichfals Audienz.

Fürst. Wie heissen Sie?

Präsident. Joseph Maria in Angustiis.

Fürst. Das ist ia ein drolligter Nahme; aber er hat recht für Ihr Amt gepasst. Sie sind ein Ausländer; und woher?

Präsident. Aus dem Kirchenstaate. Bin aber schon lange in Deutschland.

Fürst. Excellent! — Was bringen Sie mir?

Präsident. Es ist dem Censurkollegium eben das Aufhebungsdekret publicirt worden — —

Fürst. Ja; denn ich bin nicht in Augustiis.

Präsident. Ich submittire mich devotest — —

Fürst. Nun, so ists ia gut. Ich bin sehr okkupirt.

Präsident. Ich glaube das Dekret nehmlich ganz verstanden zu haben, daß die Censur fernerhin von keinem ganzen Kollegium mehr betrieben werden solle, sondern nur von mir.

Fürst. Da haben Sie mich ganz falsch verstanden. Das Publikum soll die Censur wieder haben.

Präsident, wie vom Blitze getroffen. Das Publikum?

Fürst. Ja, das Publikum! Wer hat denn die Censur über Flanel und Manschester, über Zucker und Kaffee, über Butter und Käse? Nicht wahr — der Käufer? Wer schlechte

Waare feil hat, der wird sie nicht los; und, will sie Jemand kaufen, so kaufe er sie. Also — habt feil und kauft, wie ihr wollet, und druckt und leset, was ihr wollet.

Präsident. In unterthänigster Ehrfurcht — das ist ia ein himmelweiter Unterschied. Buttern und Drucken — Butter kaufen und lesen — —

Fürst. Gar keiner. Eins, wie das andere, ist Handel und Wandel, und Handel und Wandel soll von nun an hier frei sein. — Ueberhaupt erzählen Sie mir doch einmahl von Ihrem ehemahligen Censurkollegium. Wie viel waren denn Eurer und was thatet Ihr denn?

Präsident; in Angustiis. Ausser mir waren noch drei geistliche und drei weltliche Räthe. Was im Lande gedruckt werden sollte, muste uns erst im Manuskript vorgelegt werden, und ohne unser Imprimatur durfte es nicht unter die Presse kommen. Und was im Auslande gedruckt ward, muste von den hiesigen Buchhändlern uns erst präsentirt werden, ehe sie es verkauften oder zum Lesen verliehen. Der aufgedruckte Stempel war das Zeichen unserer Genehmigung.

Fürst. Ganz zweckmässig eingerichtet! Es wundert mich, daß man nicht auch das Lesenlernen in den Schulen verboten hat. Ich erinnere mich eines Grosveziers, der, um das Schreiben falscher Wechsel zu verhüten, ein Verbot schreiben zu lernen in Vorschlag brachte. Hier soll von nun an nicht nur ieder lesen, was er will, sondern auch schreiben, was er will.

Präsident. Ew — sind Landesherr und haben zu befehlen; aber — —

Fürst. Das ist ganz unrecht angebracht. Hier befehle ich gar nicht, sondern ich will nur nicht verbieten, und zwar darum nicht, weil ich meiner Meinung nach nicht verbieten kann. Wir sind hier nicht im Kirchenstaate.

Präsident. Ich wage es zu sagen — denn es ist Wahrheit — daß in unsern Tagen die Hauptsorge aller Fürsten dahin gehen müsse, die Völker von Einsaugung der Alles umstürzenden Principen abzuhalten, welche ietzt durch das Bücherschreiben in Umlauf kommen.

Fürst. Ich will einmahl den Werth der Principen, welche Sie meinen, auf sich beruhen lassen; glauben Sie denn aber, daß solche

durch das Bücherschreiben so besonders im Umlauf kommen?

Präsident. Allerdings. Ein Schriftsteller setzt sich hin und schreibt; so wie es gedruckt ist, lesen es Tausende auf einmahl. Sollte er solches einem Jeden von diesen, die es oft in einem Umkreise von hundert Meilen auf einmahl-lesen, mündlich sagen, wie unendlichviel Zeit würde er dazu nöthig haben! Ja, er würde dis gar nicht vermögen. Schriftsteller sind Menschen von dem allergrössesten, unzuberechneudsten Einflusse, und daher — — —

Fürst. So sind ihnen ia also warlich Fürsten und Völker den grössesten Dank schuldig. Sie sind es mithin, denen die ganze Menschheit es zuzuschreiben hat, daß Wahrheiten und gemeinnützige Ideen wie durch einen Blitz in Umlauf kommen, gedacht werden und wirken. So sei doch die Providenz dafür gepriesen, daß es Schriftsteller gibt!

Präsident. Ja; aber eben darum ist strenge Aufsicht über sie nöthig, daß sie nichts schreiben, als was in Umlauf kommen soll. Wer hat aber hierüber anders das Ausspruchsrecht, als die Fürsten?

Fürst. Im Ernst, meinen Sie das? Also stände es bei einigen Wenigen,

den Grad der Klugheit oder Dummheit aller Uebrigen zu bestimmen, und diese müsten erst bei ienen vorfragen, ob es ihnen erlaubt sei, vernünftiger zu werden?

Präsident, der so in Eifer ist, daß er dis alles nicht hört. So ist das Erste, was iezt — denn die Frechheit der Schriftsteller geht in unsern Tagen weit — ein Fürst zu thun hat, daß er in seinem Lande nichts drucken lasse, was sein Volk nicht lesen soll.

Fürst. So wird es anderswo gedruckt und gedruckt ins Land gebracht, und so verlieren meine Buchdrucker noch dazu das Druckerlohn.

Präsident. Darum mus auch von auswärts gedruckten Büchern keines ins Land, das das Volk nicht lesen soll. Und so sehen Ew — daß alle die Anstalten, welche wir getroffen haben, genau zusammenhangen und allerseits von der äuserstен Nothwendigkeit sind.

Fürst. Das Erstere sehe ich wohl ein, aber das Letztere nicht. Nur alsdann, wenn Niemand hier schreiben und lesen soll, als was geschrieben und gelesen werden soll, sind solche Anstalten nöthig. Es soll aber, wie ich Ih-

nen schon gesagt habe, von nun an hier ieder schreiben und lesen können, was er will. Menschen haben dazu die Gabe, einander ihre Gedanken mitzutheilen; so mögen sie sie brauchen. Dadurch, daß ein und derselbe Gedanke von Mehreren gedacht wird, kommt er erst ins Reine. Wenn nun durch Schreiben und Lesen die Gedanken unendlichschneller vielen Andern mitgetheilt werden, als durch Sprechen und Hören: so lasst doch schreiben und lesen, wer schreiben und lesen will und was Jeder schreiben und lesen will; desto eher kommt Alles ins Reine. Wer kann denn dabei Gefar laufen?

Präsident, mit einer Art von Anstand. Die Religion, der Staat, die guten Sitten. Und leider nahen sich alle drei schon ihrem Untergange und müssen ihn unvermeidlich nehmen, wenn nicht allenthalben den Schriftstellern Zaum und Gebis angelegt wird.

Fürst. Die guten Sitten? Vermuthlich nennen Sie diese nur, um die Zahl Drei voll zu machen. Hören Sie, das ist zum Lachen. Wo bekümmert sich denn wohl eine Censur um die guten Sitten? Passiren nicht allenthalben der ietzige Wust von Ritter- Rauf- und Entführungsgeschichten die Censur,

und ist etwas mehr gegen die guten Sitten, als diese und die ihnen ähnlichen Schauspiele? Haben Sie sich denn hier um die guten Sitten bekümmert? Sind nicht wahre Unfläthereien hier gedruckt worden, wenn nur nichts gegen die Orthodoxie darin war?

Präsident, in Verlegenheit. Ew — halten zu Gnaden, davon ist mir nichts bekannt.

Fürst. Nicht? (holt eine Piece) Da! — ist die Scharteke hier nicht gedruckt, gedruckt mit gnädigster Freiheit? (schlägt eine gezeichnete Seite auf) Fi, welche Zoten!

Präsident, stotternd. Diese Piece mus nicht genau durchgesehen worden sein.

Fürst, höse. So? Und doch steht mit gnädigster Freiheit darauf? Aber vernünftige Untersuchungen über die Religion, aufklärende Schriften haben hier nicht gedruckt werden dürfen; abergläubischer Unsinn lieber, Hexen- und Geistergeschichten. Ihr seid mir die wahren Leute gewesen. — Was die Religion anbelangt, so kann überhaupt weder für, noch wider sie geschrieben werden. Das Wesentliche der Religion ist in die Herzen der Menschen geschrieben. Alle Schriften dagegen seit Jahrtausenden haben solches nicht widerlegt, so, wie alle Schriften für das Un-

wesentliche in der Religion dieses nicht beweisen haben. Also — über die Religion die Schreibefreiheit einschränken wollen, ist ganz und gar unnöthig. Und über den Staat?

Präsident. Ach ia wohl, ia wohl; und eben vorzüglich deswegen bitte ich Ew — bei allen Heiligen — —

Fürst. Meinetwegen bei der Mutter Gottes auch! Was verstehen Sie denn aber unter Staat? Das Vaterland oder den Fürsten?

Präsident. Es ist ia dasselbe.

Fürst, aufgebracht. Was? Dasselbe wär's? Schöne Politik! Also — der Fürst hätte den Staat in sich? Ich denke, der Staat habe den Fürsten in sich: Aber gesetzt auch, Staat hiesse Fürst, und das Schreiben gegen den Fürsten hiesse schreiben gegen den Staat, so frage ich Sie, in welchem Buche wohl mehr und freier gegen die Fürsten geschrieben sei, als in der Bibel? Also müste ich in meinem Lande vor allen Dingen den Bibelverkauf und das Bibellesen verbieten. Die Bibel ist ia aber Gottes Wort. Folglich käme nun gar in meinem Lande der Vater der Schriftsteller, der heilige Geist, auch unter die Censur.

Präsident. Ich wüste doch nicht, daß in der Bibel dergleichen stände.

Fürst. Sie haben sie also nicht gelesen. Ich habe sie gelesen. Schlagen Sie z. E. den zwei und achtzigsten Psalm nur nach, oder den Propheten Micha im dritten Kapitel. Auch kann ich Ihnen eine Stelle aus dem Kopfe hersagen; sie steht im Buche der Weisheit und lautet also — „Höret ihr Könige und ihr, die ihr über Viele herrschet! Euch ist die Oberkeit gegeben vom Herrn und die Gewalt vom Höchsten; welcher wird fragen, wie ihr handelt, und forschen, was ihr ordnet. Ihr seid seines Reichs Amtleute; aber ihr führet euer Amt nicht fein und haltet kein Recht, und thut nicht nach dem, was der Herr geordnet hat. Er wird gar greulich und kurz über euch kommen, und es wird gar ein scharf Gericht ergehen über die Oberherren. Denn den Geringen widerfährt Gnade; aber die Gewaltigen werden gewaltiglich gestraft werden.“ Diese Stelle pflegte mein Grosvater in iedes neue Jahrbuch seiner Regierungsgeschäfte gleich vornan zu schreiben, und sie gehört auch in der That dahin. Was sagen Sie zu ihr? Kann uns Regenten etwas Stärkeres gesagt werden?

Präsident. Das sind doch aber nur lauter Stellen aus dem alten Testamente.

Fürst. Nun, gilt denn das nicht mehr? Ei, ei, Herr Obercensurmann, wie wollen Sie mit dieser Meinung unter Ihrer eigenen Censur bestehen?

Präsident. Ich meine nur, die Apostel waren doch mehr, als die Propheten, und da spricht Paulus im Brief an die Römer ganz anders.

Fürst. Ja, aber der Meister war auch wieder mehr, als die Jünger, und da hat Jesus selbst den Herodes einen Fuchs genannt. Auch soll unter dem brüllenden Löwen beim Petrus ein damahliger Grosser, und unter dem rothen Drachen in der Apokalipse ein noch Grösserer zu verstehen sein. Also — Fuchs heisst Fuchs, und Löwe — Löwe und Drache — Drache; es mag sein, wer es will. Ich will damit nur so viel sagen, daß es widersprechend gehandelt sei, auf der einen Seite das Bibellesen zu gebieten, und auf der andern das Bücherlesen zu verbieten. Es kann uns Fürsten nichts gesagt werden, als was uns schon gesagt ist, und noch dazu in Gottes Nahmen gesagt ist. Wen es trift, es stehe in der Bibel, oder im golde-

nen Spiegel, oder im Eulenspiegel, der fühle sich getroffen und — bessere sich! Ich will es gern sehen, wenn man mir besonders die Wahrheit sagt. Wenn sie mir nun nicht geschrieben werden dürfte, sagen möchten sie mir die Schmeichler wohl nicht. Also gehen Sie nur in Gottes Nahmen nach Hause und ärgern Sie sich weiter nicht über Schreibe- und Lesefreiheit, die von nun an ohne alle Einschränkung wieder Statt finden soll. Es ist dabei gar kein Risiko.

Präsident. Wenn nun aber das Volk durch öffentliche Schriften zu Aufruhr und Empörung angereizt würde, wie ietzt so häufig der Fall ist?

Fürst. Das war nur in den vorigen Zeiten des unerträglichsten Drucks denkbar, ietzt aber, da ich für meine Unterthanen, wie ein Vater für seine Kinder, sorgen will, nicht mehr. Die Zeiten ändern sich, mein Herr, und so müssen auch in den Staatsverfassungen von Zeit zu Zeit ieder Generation gemässe Reformen geschehen. Besser ists, sie geschehen von oben, als von unten. Trift sie der Fürst selbst, so braucht das Volk nicht darauf zu denken, sie zu treffen. Besonders ist dis ietzt hier im Lande der Fall. Ich selbst werde alle nö-

thige Reformen treffen, und so wird die Nation mit Freuden die Zuschauerin dabei machen. Ereignet sichs, daß hier und da ein guter Kopf im Lande ist, der nicht blos müssiger Zuschauer dabei sein will, sondern mir mit guten Vorschlägen in Schriften zur Hand geht: so will ich ihm sogar dafür Dank wissen. Man wird sich dabei schon in den gehörigen Schranken halten; denn wenn ich keinen beleidige, wie sollte Jemand auf den Einfall kommen, mich zu beleidigen? Die Mängel der bisherigen Verfassung aufdecken, die Unvollkommenheit mancher Gesetze, die Unzweckmässigkeit mancher öffentlichen Anstalten anzeigen, auf wirkliche Justizverbrechen aufmerksam machen und Entwürfe zu wahren und möglichen Verbesserungen aller Art öffentlich mittheilen — das heisst nicht wider den Staat, sondern für den Staat schreiben. Und je mehr solcher Schriftsteller auftreten, desto willkommener sollen sie mir sein. — Sie für Ihre Person verliehren bei Aufhebung des Censurkollegiums gar nichts; denn Sie sind auch bei der Polizei angestellt und können von diesem Posten leben.

Präsident, sich tief und froh verbeugend. Also diesen Posten behalte ich doch?

Fürst. Ja, so lange Sie ihn gehörig verwalten. — Den Bücherstempel aber geben Sie ins Kunstkabinet ab. Da soll er zum ewigen Andenken der Zeiten der Finsternis als eine schöne Rarität aufbewahret werden.

Präsident. Noch Eins fällt mir ein. Wenn in Zukunft Jeder schreiben kann, was er will, so fürchte ich, daß viel satirische und injuriöse Libelle gegen die Personen aus der vorigen Regierung erscheinen dürften . . .

Fürst. Ja, da kann ich nun nicht helfen. Wer's darnach gemacht hat, der nehme seine Züchtigung hin. Ich habe aber zur Grosmuth meiner Mitbürger das Zutrauen, daß sie, wenn ihnen nun geholfen wird, auf politischen Leichen nicht herumtanzen werden. Sie stellen sich die Nation immer schlechter vor, als sie ist, und das kann ich durchaus nicht leiden. Merken Sie sich das und sagen's Allen und Jeden, denen es zu sagen nöthig ist. Wäre unser Volk nicht so gut, als es ist, o wie hätte es so viel und so lange geduldet?

Hallo der Zweite bekam seine Wohnung im Schlosse nahe an den Zimmern Gustafs des Zwei-

ten. Der Fürst selbst wies sie ihm mit den Worten an — „Männer, die Kopf- und Herzensarbeit mit einander verrichten, müssen nicht weit zu einander haben; damit einer dem andern gleich jede wichtige Idee, so wie sie in ihm aufsteigt, und jedes heilige Gefühl, so wie es sich in ihm regt, mittheilen könne und unterwegs nichts verlohren gehe. Also — dort wohne ich, und hier wohnen Sie, und von nun an ist freier Pas hinüber und herüber. Sie für Ihre Person hätte ich nun; aber Sie müssen auch Ihr Gut nicht mehr ausser Landes und Ihren Sohn nicht mehr ausser Landes haben. Verpflanzen Sie beide in mein Land. Letzteren nehme ich sofort in meine Dienste, wenn er will, und über das erstere habe ich einen Plan, wenn Sie wollen. Kurz, ich will Sie ganz mit Allem, was Sie sind und haben.“

Wilhelmi, als wenn er Ahndungen hätte, bezeigte blos seine devoteste Dankbarkeit, bat aber, daß beides noch ausgestellt werden möchte. Gustaf fragte, warum? „Edelster Fürst, ich bin von Herzen bereit, Alles zu thun, was Sie wünschen; aber lassen Sie möglicher Fälle wegen mir und meinen Sohne so lange einen Zufluchtsort, bis Sie Succession ha-

ben.“ Ah, versetzte der Fürst, Lenz ist schon fort und holt meine Braut! Bei ihrer Wahl sind alle die Rücksichten von mir beobachtet worden, welche Sie mir empfohlen haben. Bis sie ankommt, wollen wir uns die Zeit mit Arbeiten vertreiben. — Wilhelmi, der einst das Freiwerbergeschäft verbeten hatte, unterdrückte ietzt auch sogar seine Neugier und wünschte blos in voraus dem Fürsten Glück dazu.

Gustaf hatte sich so gewöhnt, daß er, sobald er das Bette verlies, sich gleich fertig ankleidete und dabei frühstückte. Als er dis an seinem ersten Fürstenmorgen gethan hatte, überraschte er Wilhelmi, der noch im Neglige war und sich darüber weitläuftig entschuldigen wollte.

„Hat nichts zu sagen. Geniren Sie sich nicht. Ich wollte nur fragen, wie sie im neuen Quartiere zum ersten mahle geschlafen hätten?“

Wilhelmi. Fürstlich!

Fürst. Dann haben Sie schlecht geschlafen. Wenn die Fürstennächte alle so sind, wie meine erste — ich habe fast kein Auge geschlossen.

Wilhelmi. Unstreitig haben die gestern auf einander gefolgten wichtigen Vorgänge Ihren Geist zu sehr beschäftiget, als daß er sofort

in den völlig entgegengesetzten Zustand übergehen können.

Fürst. Das wohl nicht allein; ich glaube in der That — als Prinz schlafe sichs besser. Es hat aber nichts zu bedeuten.

Wilhelmi. In Ihrer Lage mus vielmehr das Gegentheil Statt finden. Als Prinz konnten Sie Ihrem Volke noch nicht helfen, sondern musten es leiden sehen; nun aber können Sie es, und so ist kein Zweifel, daß Sie in der Folge als Fürst ruhiger schlafen werden, denn als Prinz.

Fürst. Gewis wenigstens nicht eher, als bis Alles im Lande wieder so ist, wie es sein soll. Bis dahin gehen mir die Dinge so im Kopfe herum, daß ich mir selbst wie die personificirte Unruhe vorkomme.

Wilhelmi. Sorgen Sie nichts, geliebter Fürst; es wird Alles gut gehen — freilich nicht auf einmahl, aber doch nach und nach. Mit iedem Tage werden Sie nun einigen Land- und Volksübeln abhelfen, und so werden Sie auch an iedem Abend mit geringeren Sorgen zu Bette gehen. Der Rückblick auf das vollbrachte Tagewerk wird Ihnen die Regentenruhe zuführen, und der Hinblick auf

das morgen wieder zu stiftende Gute wird Sie in Regentenruhe einwiegen.

Fürst. Sollt's überhaupt wohl Regentenruhe geben? Und — wenn's sie giebt, ist sie etwas nütze?

Wilhelmi. Im edlerem Verstande — o ia! Jeder Arbeiter verdient Ruhe; der erhabenste Arbeiter verdient sie am ersten. Jeden Arbeiter macht die Ruhe hernach noch nützlicher; den Fürsten gewis auch.

Fürst. Sagen Sie mir, wann kann ein Fürst glauben, genug gethan zu haben? Ist aber ohne diesen Glauben Ruhe für ihn denkbar? Je mehr ich über meine Bestimmung nachdenke, desto mehr fühle ich, daß unter allen Bestimmungen gerade diejenige an mich gekommen sei, die am wenigsten vollkommen zu erfüllen ist.

Wilhelmi, der bei diesen Worten in den Augen des Fürsten sein ganzes Herz lieset. Das sind Aeuserungen, die Ihnen in meiner Seele ein ewigdauerndes Denkmal setzen; aber — fordern Sie auch als Fürst nicht zu viel von sich. Sie sind nicht allmächtig. Wenn Sie thun, was in Ihren Kräften ist, so thun Sie ebenso genug, wie ieder Andere, der, was in seinen Kräften steht, thut. Dieses

Bewustsein, und die Freude darüber stärkt auch Fürstenkräfte; Mismuth aber schwächt sie, wie iede andere Kraft.

Fürst. Ein Fürst, pflegte mein Grosvater zu sagen, kann nicht eher ruhig sein, als — bis es keinen Unglücklichen mehr in seinem Lande gibt.

Wilhelmi. Schön; aber eine Limitation mus noch dazu — „keinen Unglücklichen im Lande mehr durch Schuld des Fürsten.“ Tausende machen sich ia selbst unglücklich. Nein, bester Fürst, erheben Sie Ihren Muth; freuen Sie sich in voraus schon der durch Sie verschönerten Zukunft; sie wird bald da sein. Lassen Sie uns arbeiten!

Fürst. Von Stundan. Ich erwarte Sie in meinem Kabinet.

Nun hub an für den zweiten Gustaf und für den zweiten Hallo das arbeitsamste Leben, das ie ein Fürst und sein Minister führten. Vom frühen Morgen an bis zum späten Abend waren sie beisammen, nahmen einen Punkt der Landesverwaltung und Landesbeglückung nach dem andern vor, deliberirten und resolvirten über Alles, und Wilhelmi selbst brachte in Abwesenheit Lenzens Alles zu Papiere. In einem Nebenzimmer sassen sechs Sekretaire, Kan-

zellisten und Kopisten, welche die nöthigen Ausfertigungen koncipirten und mundirten. Dis waren die Tage, welche sich die Nation von Gott erflehet hatte, und in denen der zweite Gustaf und der zweite Hallo einander erst ganz schätzen lernten. Besonders ward der neue Fürst in den Augen des erneuerten Ministers nun erst ein wahrhaftigehrwürdiger iunger Mann. Gustafs Herz, das trotz aller Verschraubung, welche Adelgulde durch ihre Erziehung bewirken wollen, und trotz aller gemachten Anlagen, es auf Reisen zu verderben, natürlichgut geblieben war, hatte Wilhelmi von ieher bewundert; auch hatte er sich von den Geisteskräften des Prinzen vermöge der mit ihm gepflogenen Unterredungen viel versprochen. Nun aber, da es zur Anwendung beider kam, fand er, daß Gustaf wirklich so spreche, wie er denke, und wirklich so thue, wie er spreche; daß er für sein Volk Alles aufopfern könne und im Landesheile nicht nur sein eigenes Heil, sondern auch sein ganzes fürstliches Leben suche. Gustafs höheres Erkenntnisvermögen übertraf vollends noch alle seine Erwartung. Er fand an ihm einen iungen Mann, der einen ausserordentlichen Scharfblick hatte, die Sachen schnell und tief durchsah, sehr richtig urtheilte und

leicht den rechten Punkt selbst traf. Ereignete sichs ia zuweilen, daß Gustaf nebenbei schlüpfte, so war er so bescheiden, als klug, hörete den älteren Freund und lies sich von ihm zurechtleiten. So wars eine Freude, mit ihm zu arbeiten, und Wilhelmi verlies ihn an iedem Abend noch froher, als er am Morgen zu ihm gekommen war.

„Sind Sie zufriden mit mir?“ fragte der Fürst einst, als er in einer sehr wichtigen Angelegenheit seine Meinung aufgegeben hatte.

Wilhelmi, mit aufgehobenen Händen. Was könnte ich hierauf anders antworten, als — ich segne Sie, ich segne das Vaterland, ich segne mich, ich segne Alles, was Odem hat.

Fürst. So mus es sein; so gehts gut. Ein Fürst und sein Minister müssen wie Brüder leben; und ist der Letztere der Aeltere, so mus ihn der Erstere als seinen älteren Bruder betrachten. Der Vortheil davon ist dem Lande.

Wilhelmi. Sie sind und bleiben mein Herr, und ich bin und bleibe Ihr Diener. Segen, nichts als Segen, hat mein Herz in diesen Augenblicken. Alle meine Weissagungen gehen nur in Erfüllung.

Fürst. Es ist ia begreiflich, daß Sie die Sachen besser verstehen, als ich; und sobald ich einsehe, daß Ihre Meinung die rechte, meine aber die falsche sei: so erforderts meine eigene Ehre, daß ich meine Meinung gegen die Ihrige vertausche. Es mus mir nur darum zu thun sein, daß ich allenthalben Wahrheit meine. Eine Meinung wird aber nicht dadurch zur Wahrheit, daß sie ein Fürst hegt, sondern ein Fürst wird dadurch Fürst, wenn er nur Wahrheit zu seiner Meinung macht. Es beschimpft ihn nicht, wenn er die Wahrheit nicht immer gleich selbst erblickt; es würde ihn aber beschimpfen, wenn er sie nicht erblicken wollte, sobald sie ihm vorgehalten wird. Und so dürfte ich getrost iederzeit nur Ihrer Meinung beipflichten, weil ich voraussetzen könnte, daß sie immer die rechte sei; dadurch würde ich aber offenbar auf der andern Seite wieder bei Ihnen und bei mir selbst verlieren. Gemächlicher hätte es dann solchergestalt kein Mensch, als ein Fürst, der nur immer seinen Minister für sich denken liesse. Nein, ich mus als Fürst mit meinem Minister denken; Gründe und Gegengründe müssen von mir abgewogen werden und zu der Meinung, für welche die

Schale sinkt, mus ich mitsinken. Es ist nicht genug, daß ich am Ende immer doch die Wahrheit hätte; ich mus sie auch mit der Ueberzeugung haben, daß ich Wahrheit an ihr habe, und dis kann nicht geschehen ohne deutliche Einsicht ihrer Gründe. Sehen Sie es also ia nicht als Mangel meines Vertrauens auf Sie an, wenn ich Ihnen zuweilen länger, als Sie erwarteten, das Obstat halte. Es ist warlich nichts, als ein ganz unersättlicher Trieb nach Belehrung; nichts, als ein recht leidenschaftliches Bestreben, meinen Begriffen einen so hohen Grad von Deutlichkeit zu geben, als möglich.

Wilhelmi, der sich sehr beschämt fühlt. Welch eine Sprache! O höreten sie doch alle Fürsten der Welt! Ich aber darf sie nicht gehört haben; sie ist zu viel für mich. Fürst und Herr, all mein Muth würde ebenso niedersinken, wenn Sie mir nicht widersprächen, als wenn Sie keinen Widerspruch ertragen könnten. Der Gedanke — dein Fürst ist ein Edler und ein Weiser zugleich — macht mich erst stolz auf meinen Posten. Mit wahrer Würde kann ich ihn nun bekleiden. Ich bin nur Ihr Rathgeber; Sie sind der Befehlshaber. Sie

hören den Rathgeber; ich überlasse dem Befehlshaber den Ausspruch. So mus es sein. Der Fürst mus nicht mit seinem Minister spielen wollen, und der Minister nicht mit seinem Fürsten spielen dürfen. Wehe dem Lande, wo das Eine oder das Andere geschiehet!

Fürst. Das ist ausgemacht, auf beiden zusammen, auf Fürst und Minister, beruhet das Landeswohl. Beide müssen so sein, wie sie sein sollen. Welcher Meinung sind Sie aber — wenn ein Land unglücklich ist, auf wen fällt der grössere Theil der Schuld, auf den Fürsten, oder auf den Minister? Unsere Schriftsteller nehmen die Fürsten in Schutz.

Wilhelmi. Ich weis es, unpartheiischer Fürst; es ist aber leicht zu erweisen, daß unsere Schriftsteller darin irren. Ein Fürst ist ja geborner Fürst; der Minister aber ist kein geborner Minister. Ersterer mus bleiben; letzterer wird gewählt und kann gewechselt werden. Ein schlechter Minister ist also allemahl die Schuld des Fürsten, und alle Sünden, die er begeht, kommen auf des Fürsten Rechnung; warum erlaubt er ihm, in seinem Nahmen zu sündigen? Die Sache ist — ein Fürst mus

Philosoph sein; er mus selbst arbeiten können und wollen, und der bescheidene Widersprecher mus ihm lieber sein, als der unbescheidene Schmeichler. So ist der Fürst, wie er sein soll, und sobald er dis ist, findet er auch den Minister, der so ist, wie er sein soll. Ich kann nicht anders, als so, urtheilen. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

Fürst. Sie haben Recht. Ich wollte nur Ihre Meinung hören und sage Ihnen, daß Sie sich durch freimüthige Ablegung dieses Glaubensbekentnisses den Ministerkranz geflochten haben.

Die erste Besorgung, welche Wilhelmt während dieser Arbeitszeit erhalten hatte, war die Zusammenberufung aller der ehemaligen Räthe gewesen, die unter der Vormundschaftsregirung Adelguldens ihren Abschied theils erhalten, theils genommen hatten. Mit Freuden kamen sie aus ihren Einsamkeiten wieder an den Hof, und so oft Einer von ihnen zurückkehrte, empfing ihn Gustaf tiefgerührt. Es waren einige Greise darunter, deren Anblick ihm Thrä-

nen ablockte. Die wenigsten von ihnen hatten Pension gehabt, und so erschienen Mehrere, die kein eigenes Vermögen besassen, in einem wahrhaftigärmlichen Aufzuge.

„Himmelschreiend, Himmelschreiend! Mit unsinniger Freigebigkeit hat man eine Menge von Schuften besoldet, während daß diese verdienstvollen, rechtschaffenen Männer haben darben und schmachten müssen. Gott, wie hat sich meine Mutter an diesen und an ihren Familien versündigt!“ Darauf befohl Gustaf, daß sogleich den Dürftigen ein ganzer Jahresgehalt ausgezahlet und Allen insgesamt die Versicherung gegeben würde, daß sie sobald, als möglich, für den gehabten Verlust entschädiget werden sollten.

Die Kirchenräthe, welche Adelgulde in den Ruhestand versetzt hatte, empfing der edle Fürst mit ausserordentlicher Achtung. „Willkommen wieder auf dem Schauplatze der Kirche, ehrwürdige Väter und Männer des Lichts! Ihr Anblick erfüllt mich mit Betrübnis und Freude zugleich. Ich verabscheue den Undank, welcher Ihnen widerfuhr, wie die Finsternis, die er zur Folge hatte. Es tröstet mich aber, daß er Ihren Trieb, nützlich zu sein, nicht überwältigen können und daß Sie auf meinen Ruf

wieder

wieder hervortreten. Wirken Sie nun wieder mit voller Kraft; wirken Sie mit harmonischem Eifer und geniessen Sie dafür die Ihnen gewis unschätzbare Wonne, noch vor dem Abend Ihres Lebens eine vernünftige Religion in meinem ganzen Lande wieder herrschen zu sehen!"

Als alle ausser Aktivität gewesene Räthe wieder beisammen waren, befohl Gustaf, daß auch das Monument des alten Hallo vom Bauhofe wieder auf seinen ehemahligen Platz versetzt würde. Man las nun daran die Worte — dem ersten Hallo, dem Gründer der Ordnung unter Gustaf dem Ersten. Gegenüber ward ein ähnliches errichtet und bekam die Inschrift — dem zweiten Hallo, dem Wiederhersteller der Ordnung unter Gustaf dem Zweiten. Der Tag, an welchem beide vollendet da standen, war ein festlicher Tag. Gustaf begab sich, von der ganzen Dienerschaft begleitet, auf den Schlossplatz, lies diese zwischen den beiden Monumenten einen Kreis um sich schliessen und sprach also — —

„Hier sei es, wo wir uns Alle von neuem auf das heiligste verbinden, Jeder auf seinem Posten das ganz zu sein, was wir sein sollen. Ja, für das Vaterland wollen wir

leben, für das Vaterland wollen wir sterben. Ich habe zu Ihnen Allen, meine getreuen Räthe, das unbegrenzteste Zutrauen; suchen Sie es lebenslang zu erhalten. Wir zusammen sind der kleine Haufe, auf welchen der ganze grosse Volkshaufe die sehnsuchtsvollesten Blicke heftet. Von uns erwartet er die Erlösung von allem Uebel und thut recht daran. Wir sind es, auf deren Vaterlandsliebe das Wohl der Nation beruhet; der Eine trägt blos unmittelbarer, der Andere mittelbarer dazu bei. In welcher Masse wir nun Jeder unsern schuldigen Beitrag dazu leisten, in derselben Masse wächset auch die Totalsumme der Volksglückseligkeit. Welch ein Gedanke ist dis! Wie mus er uns mit Kraft und Eifer erfüllen, auf unsern Plätzen in rastloser Thätigkeit zu stehen! Dann, dann sind wir die gemeinnützigsten Menschen in diesem Lande; dann danken uns viele Tausende ihre Zufridenheit; dann werden nach Jahrhunderten noch unsere Nahmen in den Büchern des Vaterlandes prangen. O so sei geschworen von uns Allen hiermit dem Patriotismus auf dieser Stäte, wo wir zwischen zwei Ehrensäulen der zwei ersten Patrioten stehen! Die Asche des Einen ist mir heilig, der Anblick des Andern ehrwürdig. Auf nun und an unsere Geschäfte!

Jeder gehe an seinen alten Ort; so sind meine Kollegia besetzt. Jeder fülle seinen Platz ganz aus; so wird in kurzem der allgemeine Wohlstand wieder aufblühen. Ich bitte Sie noch um Vergessenheit des Vergangenen; ich mache Alles gut, was in meinen Kräften ist. Und so — Segen zur Arbeit über uns Alle von Himmel!“

Als Gustaf zu reden aufgehört hatte, nahm Wilhelmi im Nahmen der ganzen Dienerschaft das Wort. „Fürst und Herr, unsere Herzen brennen von Dankbarkeit für das gnädigste Vertrauen, das Sie auf uns setzen, und von Eifer, solches uns lebenslang zu erhalten. Wir fühlen es Alle, Wem wir dienen, und Ihr erhabenes Beispiel allein würde im Stande sein, uns Patriotismus einzuflössen, wenn wir ihn noch nicht hätten. Glauben Sie aber, Sie stehen in einem Kreise von lauter Rechtschaffenen; denn unsere Herzen haben auch in den Zeiten nicht aufgehört, für das Vaterland zu schlagen, in welchen ieder Schlag fürs Vaterland Sünde war. Dis bürge Ihnen für unsere Treue! Gern und freudig ziehen wir einen Vorhang vor die Vergangenheit und richten unsere Blicke nur auf die Zukunft hin. Besser, besser wird es nun in diesem Lande werden;

ja, besser soll es werden. Wir alle aber sind nur die Werkzeuge dazu in Ihrer Hand, und von Ihrer Existenz hangt unsere ganze Wirksamkeit ab; — o so sei Ihr Leben ein heiliger Gegenstand der göttlichen Providenz, und unter Allen, die wir Sie hier umringen, müssen Sie der Letzte sein, der der Natur die unabbittliche Schuld bezahlt! Lange, lange müssen Sie neben dem vollendeten Werke Ihrer Hände, neben der wiederhergestellten Glückseligkeit des Vaterlandes, einst noch stehen und diese durch eine zahlreiche edle Nachkommenschaft auf Jahrhunderte und Jahrtausende sicher stellen! "

Alle Räthe verbeugten sich zum Zeichen ihrer Einstimmung ehrfurchtsvoll. Gustaf ging voran ins Schlos; die ganze Versammlung folgte ihm. Jeder ging auf seinen alten Platz und Gustaf begab sich in sein Kabinet, wohin der erste Kirchenrath sofort gerufen ward.

Fürst. Lesen Sie einmahl das sonderbare Schreiben.

Kirchenrath, als er es gelesen. Ich habe dergleichen erwartet, gnädigster Herr.

Fürst. Wie erklären Sie sich dis Anbringen des Hofes zu . . an mich?

Kirchenrath. Ich glaube, daß Ihre Frau Mutter es bewirkt habe.

Fürst. Das ist auch wohl noch wahr; denn ich könnte mir es sonst gar nicht vorstellen, was sich ein Fürst um den andern zu bekümmern habe. Mische ich mich denn in die Einrichtungen und Reformen, welche in andern Ländern gemacht werden?

Kirchenrath. Da es das Religionswesen betrift, so wäre es wohl denkbar, daß auch eigener Religionseifer, der aus irrendem Gewissen entsteht, den Antrag an Sie eingegeben haben könne; doch, wie gesagt —

Fürst. Nun, es mag sein, wie ihm will; ich lasse mir in meinem Lande keine Vorschriften machen. Mein Onkel zu . . und mein Kousin zu . . mögen bei sich die Finsternis in der Kirche begünstigen, wie sie wollen; bei mir solls in der Kirche so hell sein, wie in meinem Schlosse. Wenn die Kirchenfenster noch nicht gros genug sind, so will ich sie noch grösser machen lassen. Die Heiden verehrten ihre Götzen in dunkeln Hainen; der Christ mus den wahren Gott, den Vater des Lichts, im Lichte verehren. Im Vorbeigehen gesagt, die alten kleinen Kirchenfenster geben gleich das ganze alte Religionswesen zu erkennen, das hinter ihnen getrieben wird. — Aber um zweierlei wollte ich sie eigentlich fragen, das mir in dem

zudringlichen Schreiben doch aufgefallen ist. Was ist denn das, was mir da gesagt wird, daß die Protestanten von Reichs wegen verpflichtet wären, bei ihrem Glauben zu bleiben, wie sie ihn einmahl festgesetzt und bekannt hätten, widrigenfals sie aller Gerechtsame verlustig würden, die sie im deutschen Reiche erlangt hätten, weil sie sie nur in Bezug auf ihren damahligen Glauben erlangt hätten?

Kirchenrath. Gnädigster Herr, das ist sogar historisch grundfalsch. In dem 1555 geschlossenen Religionsfrieden steht ausdrücklich, daß die Protestanten bei ihrem Glauben geschützt werden sollten, wie sie ihn nicht nur aufgerichtet hätten, sondern auch — wie sie ihn noch aufrichten möchten. Es war ja auch ganz natürlich, daß sie sich dis vorbehalten musten; weil ieder Mensch leicht begreift, daß das Licht in der Kirche bei seinem Anbruche ebensowenig gleich vollkommen sei, als das Licht in der Natur. Warlich, sonst hätte die protestantische Kirche durch den Religionsfrieden wenig gewonnen; und überhaupt unterscheidet dis eben den Protestantismus vom Katholicismus, daß man bei keiner Religionsmeinung, als bei der einmahl festgesetzten, stehen zu bleiben verbunden

sei, sondern frei immer weiter forschen könne. Dis betrift nun den Glauben der Protestanten. Ebenso steht aber auch ausdrücklich im Religionsfrieden, daß die Protestanten auch zu ewigen Zeiten über ihre Sakra selbst disponiren können sollen. Im Westphälischen Frieden 1648 ist hernach feierlich ausgemacht worden, daß der Religionsfriede in allen seinen Kapiteln, also auch in diesen beiden, heilig und unverletzt erhalten werden solle. Sie ersehen also hieraus, daß das nur ein blosses leeres Vorgeben sei, das schon tausendmahl widerlegt worden ist. Wie mögen die Katholischen lachen, so oft sie hören oder lesen, daß sich die Protestanten selbst ein Schreckbild vorhalten, das sie ihnen nicht einmahl mit Bestande Rechtens vorhalten dürfen! So wenig nun katholische Staaten protestantische in diesen durch den Religionsfrieden errungenen und durch den westphälischen Frieden bestätigten Rechten beeinträchtigen können: so wenig kann und darf auch ein protestantischer Staat den andern darin beeinträchtigen. Wie der Eine bei dem Glauben bleiben kann, wie er ehemals aufgerichtet ward: so kann auch der Andere seinen Glauben anders aufrichten, sobald er will. Weder an Kaiser

und Reich, noch an einzelne Reichsstände, haben Sie die geringste Rechenschaft von Allem abzulegen, was Sie zur Verbesserung des Religionswesens in Ihrem Lande thun.

Fürst. Nun, so ists schon gut. Aber — was soll denn der Ausdruck — verfassungsmässig — vorstellen? Verfassungsmässig angenommene Glaubensbekentnisse der christlichen Religionspartheien im deutschen Reiche — was soll ich mir dabei denken?

Kirchenrath. Ich bekenne, daß ich diesen Ausdruck selbst nicht verstehe. Soll er so viel heissen — so, wie die angenommenen Glaubensbekentnisse einmahl verfasset sind: so geht dis, wie schon gesagt, uns Protestanten vermöge des Religionsfriedens und des westphälischen Friedens nichts an, und iede Verweisung darauf ist ein unleidlicher Eingrif in unsere heiligsten Gerechtsame. Haben die Protestanten sich das Recht vorbehalten, ihren Glauben anders zu verfassen: so haben sie sich auch das Recht vorbehalten, ihre Glaubensbekentnisse anders zu verfassen. Dieselben Protestanten, welche diese Reservation sich bewirkten, konnten sie nach einem Jahre gleich ausüben; wie vielmehr ihre Nach-

kommen nach Jahrhunderten! Soll aber der Ausdruck — verfassungsmäßig — auf die Verfassung der deutschen Staaten und Völker gehen: so leuchtet in die Augen, daß sich der Staaten- und Völkerverfassungsgeist seit Jahrhunderten sehr geändert habe. Wären nun die alten Glaubensbekentnisse bei ihrer Entstehung diesem Geiste angemessen worden: so müsten sie nun eben aus der Ursache geändert werden, weil sich dieser geändert hat. Es wäre alsdann ein offenbarer Widerspruch, die alten verfassungsmäßig angenommenen Glaubensbekenntnisse beizubehalten, weil sie — nicht mehr passten. Soll endlich das „verfassungsmäßig“ auf die christlichen Religionspartheien selbst gehen, so, daß diese, wie eben so viel Innungen und Gilden, zu betrachten wären, die ihre alten und unverletzlichen Statuten haben, und aus welchen Jeder sofort gestossen werden kann, der die Statuten nicht mehr halten will: so hat schon Paulus gesagt, daß sich dis Bild zur Religion nicht schicke und daß das Christenthum kein Gewerbe sei. Ebendadurch unterscheidet sich das Christenthum vom Judenthum, und im Christenthum wieder der Protestantismus vom Katholicismus, daß kein Innungs- und

Gildengeist darin herrschen soll. Die Protestanten wissen von keinen andern Statuten, als nur von den beiden — Suchet in der Schrift — und — Wachset in der Erkentnis.

Fürst. Ich habe genug, lieber Herr Kirchenrath. Es ist mir aber doch ganz unbegreiflich, wie man so handgreifliche Wahrheiten nicht einsehen wolle.

Kirchenrath. Verzeihen Sie, gnädigster Herr, mir nicht. Es erhebt nun einmahl der Katholicismus ietzt wieder sein Haupt in der protestantischen Kirche. Man sagt, die Jesuiten wären daran Schuld; ich gestehe aber aufrichtig, daß ich dis nicht beweisen könne. Vielmehr scheint mir's, als wenn er auch wohl ohne eigentlichsogenannte Jesuiten sich eingeschlichen haben könne.

Fürst. Wie so?

Kirchenrath. Es hat Jesuiten gegeben, ehe an die Jesuiten gedacht ward, und der Geist des Jesuitismus scheint auf unsern Planeten verwiesen zu sein. Einzelne wollten immer Tausenden befehlen, wie sie denken und was sie glauben sollten, damit diese auf allen Seiten nach ihrer Pfeife tanzen möchten. Darum suchten sie Licht und Wahrheit sich ausschlieslich

zuzueignen, den grossen Haufen um sich her aber in Finsternis und Blindheit zu erhalten. Allgemeinheit des Lichts schlüge auf der Stelle ihren Plan zu Boden. Nichts ist diesem Geiste ie mehr entgegen gewesen, als das Christenthum. Dieses sollte ausdrücklich alle Menschen ohne Unterschied zur Erkentnis der Wahrheit bringen. Aber auch im Christenthum gewann iener Geist wieder die Oberhand; bis ihm der Protestantismus aufs neue wieder Grenzen setzte. Dieser war es, der ihm Verderben schwur. Kein Wunder also, wenn er auch in ihn wieder einzuschleichen sucht; er handelt vielmehr ganz konsequent dadurch. Sollte es so fortgehen, wie es sich angefangen hat, so dürfte er auch seinen Zweck nicht verfehlen. Die Sache steht aber nicht bei Menschen, sondern bei Gott. Der Vater des Lichts, dessen Werk offenbar der Protestantismus ist, wird in der protestantischen Kirche immer hier und da einen Fürsten auftreten lassen, der ienen bösen Geist standhaft aus seinem Staate verbannt. Als ein solcher Fürst stehen Sie iezt da, gnädigster Herr; o bekennen Sie sich laut vor ganz Deutschland dafür! Der Erfolg davon wird der sein, daß wahre Protestanten, die es

ihrer Lage nach können, von allen Seiten her sich in Ihr Land begeben und hier die Segen der Reformation in aller Fülle zu geniessen eilen werden.

Fürst. Ja, das soll geschehen. — Aber wie ist es möglich, daß protestantische Fürsten, deren Vorfaren sich gegen den Katholicismus verbündeten, den Katholicismus hegen können?

Kirchenrath. Ehrfurcht verbietet mir mehr zu sagen, als das Einzige — es ist dis gar leicht der Fall, sobald ein protestantischer Fürst nicht zugleich Philosoph ist. Daher kommts denn, daß er sich von seinen Ministern oder Lieblingen, die entweder würkliche Katholiken, oder doch katholicisirende Protestanten sind, einreden lässet, daß die Aufklärung an allen Volksbewegungen, dergleichen doch immer waren, Schuld sei.

Fürst. O darüber bin ich weg. Ich weis besser, was hieran Schuld sei. Volksdruck ist Schuld daran. Aber — warum schweigen in solchen Ländern die protestantischen Lehrer dazu?

Kirchenrath. Gnädigster Herr, wenn sie reden, so gehts ihnen, wie mir es ging; man versetzt sie in den Ruhestand und stellt andere an ihre Plätze, die ins Ministerhorn blasen.

Auch prädominirt bei manchem unter ihnen am Ende die Menschlichkeit, wie bei andern Menschen. Ich habe Männer gekannt, die auf Mittelstellen die Sache des Lichts und der Wahrheit zur Freude aller Weisen und Guten mit Eifer betrieben. Man machte den Versuch und gab ihnen die ersten Stellen; sie liessen die heilige Sache liegen und waren durch die fette Pfründe gewonnen. Wurden sie von alten Freunden darüber zur Rede gestellt, so distinguirten sie subtil zwischen gröberem und feinerem Katholicismus und erklärten, daß wiederholtes Nachdenken sie belehrt habe, daß auch die protestantische Kirche ohne letzterem nicht bestehen könne. Und — so geht dann mancher Wolf ietzt freilich im Schafskleide einher.

Fürst, der ihm die Schultern klopft. Durch mich sollen Sie kein Wolf im Schafskleide werden.

Kirchenrath, edeldreust. Ja, Fürst und Herr, mich dazu zu machen vermögen auch alle Grossen der Welt nicht. In einem solchen Falle würde ich sprechen — mein Fürst ist das Licht — mein König die Wahrheit — mein Kaiser die Vernunft.

Die Konferenz zwischen Fürst Gustaf und seinem ersten Kirchenrathe dauerte noch einige Stunden, und der erste Erfolg davon war, daß Sonntags drauf in der Hofkirche die Probe davon geliefert ward, wie in Zukunft die öffentlichen Gottesverehrungen im ganzen Lande beschaffen sein sollten. Durch einen gedruckten Anschlag ward solches vorher allgemein bekannt gemacht, und das Zuströmen der Einwohner der Residenz und der benachbarten Oerter dazu war ganz ausserordentlich.

Gustaf, von seinen Räthen begleitet, ging, sobald eingeläutet ward, vom Schlosse herunter zur Kirche. Als er eintrat, fiel die Orgel ein. Eine feierliche, der Würde des Orts angemessene Musik machte den Anfang. Auf sie folgte ein herzerhebendes Lied aus dem abgeschaften besseren Gesangbuche, welches Jeder, der es noch besas, dem Anschlage gemäs mitgebracht hatte. Man sang sehr langsam und andächtig, und der Organist durfte nichts als Akkorde greifen und nur ganz einfach klausuliren. Mit dem letzten Verse trat der erste Kirchenrath auf die Kanzel und hielt eine Rede von drei Viertelstunden, die durch nichts unterbrochen ward. Er sprach mit lichtvoller Wärme über das reinere Christenthum und

über die beseligenden Einflüsse desselben auf Staaten und Länder, pries die Vorsehung dafür, daß solches nun für sein Vaterland wieder in vollem Anbruche sei, und bat die zahllose Versammlung in ächtapostolischem Geiste, selbiges von allen Seiten mit Freuden anzunehmen. Statt einen besondern Text zu verlesen, webte er mehrere schöne Stellen Jesu in seine Rede ein. Er schlos mit vielem Pathos; worauf ein einziger passender Vers gesungen ward. Alsdann that er ein Gebet aus dem Herzen für das Vaterland und segnete die ganze Versammlung vom Fürsten an bis auf den letzten Unterthan mit einer frommen Vermahnung ein. Ein kurzes Lied ward nun gesungen, während dessen der Fürst und seine Räthe sich dem Altare näherten.

Der erste Kirchenrath erwartete sie schon daselbst und hielt eine kurze gedrängte Vorbereitungsrede, worin er die Abendmahlshandlung erklärte, die Gedanken, mit welchen sie verrichtet werden müsse, entwickelte und das Sakrament oder Gelübde beschrieb, welches ieder Christ, der Fürst sowohl, als der Unterthan, an Altare abzulegen habe. Darauf nahm er die länglichen Brode, welche auf dem Altare lagen, brach sie in so viel Bissen, als Kommu-

nikanten waren, hielt den Teller hin und sprach — „Jetzt komme Jeder her und esse zum Gedächtnis des für uns Gekreuzigten! Sämtliche Kommunikanten gingen einer nach dem Andern hin, nahmen, assen und traten wieder auf ihren vorigen Platz. Ein passender Vers ward gesungen. Der Kirchenrath nahm den Kelch mit rothem Weine, hielt ihn ebenfals hin und fuhr fort — „Nun komme auch Jeder her und trinke, und thue das zu seinem Gedächtnis!“ Die Kommunikanten gingen wieder nach der Reihe hin, nahmen den Kelch, tranken und kehrten wieder auf ihren Platz zurück. Ein schicklicher Vers ward abermals gesungen. Der Fürst, als erster Kommunikant, sprach im Nahmen Aller — „Hier ist unser Sakrament. Wir Alle wollen glauben, wie Jesus glaubte — wir Alle wollen thun, wie Jesus that — wir Alle wollen leiden, wie Jesus litte.“ Der Kirchenrath erwiederte — „Dazu verhelfe Ihnen Allen Gott durch Jesu Lehre, Amen! Ein Abendmahlslied von drei Versen machte den Beschlus der ganzen Handlung.

Die gesamte Gemeine war unterdessen beisammen geblieben und hatte der Andacht ihres Fürsten Thränen der Mitandacht gezollt. Es ward ein Zeichen gegeben, daß noch etwas von Wichtigkeit obwalte. Ganz unerwartet erschien Fürst Gustaf auf der Kanzel und sprach also — —

„Hier stand in den Zeiten der Reformation mein Vorfar Ferdinand auch und predigte; darum falle es Keinem auf, mich an derselben Stäte zu erblicken. — Mitbürger, ihr seid alle Zeugen davon gewesen, was heute in diesem Hause, der unsichtbaren Gottheit gewidmet, geschehen ist. Mein Wunsch, meine Bitte an euch ist, daß es von nun an mit den öffentlichen Gottesverehrungen in allen unseren Kirchen so gehalten werden möge, wie heute hier. Ich lasse der menschlichen Sinnlichkeit Gerechtigkeit widerfahren; davon habe ich euch überzeugt. Ich bin ein Christ und habe Jesu Kreuzestod, den Märtirertod auf seine Lehre, die uns so selig macht, gefeiert; das habt ihr gesehen. Es ist also unmöglich, daß ihr mich verkennen oder ein Mistrauen in mich setzen könntet. Für Religion schlägt mein ganzes Herz; aber nur vernünftiges, wahres, reines Christenthum ist meine Losung. Im Geiste und in

der Wahrheit wollen wir den Vater anbeten, und ich will euch mit meinem Beispiele darin vorgehen. An iedem Sonntage sollet ihr mich, wenn ich gesund bin, in einem eurer Tempel finden; denn mein Herz bedarf der Stärkungen im Guten, wie das eurige, und ich kann mich selbst nicht höher ehren, als wenn ich mitten unter meinem Volke Gott anbete. Nur lasset uns nicht glauben, daß das Kirchengehen das Christenthum selbst sei; es ist blos Mittel dazu. Das Christenthum besteht in Ausübung unserer Pflichten, und wenn wir ieder unsern Beruf treu erfüllen, dann erst sind wir alle wahre Christen. Ich will den meinigen gewis erfüllen; ahmet mir nur alle nach. Mein Beruf ist äuserstgros, und ich habe mehr zu thun, als ihr alle. Ich habe zu sorgen für euer leibliches und geistliches Wohl. Machet mir die Sorge für das letztere nicht schwer; so wird mir die Sorge für das erstere leicht. Nehmet alle die Anstalten, welche ich für die Aufklärung in diesem Lande mache, so willig an, als ihr die Anstalten annehmet, die ich für Beförderung eures bürgerlichen Wohlstandes, für Wiederaufblühen der Handlung und des Gewerbes mache. Daß ihr alle weise und gute Menschen sein möget, liegt mir ebenso am Herzen,

als daß ihr alle euer Brod, euer Auskommen und euren Antheil an des Lebens Freuden haben sollet. Und — wie das Licht nun in unsere Kirchen zurückkehrt, so soll es auch in unsere Schulen zurückkehren, und ich will sorgen für Alt und Jung. Noch fürchte ich dabei nicht den Geist der Widersetzlichkeit; ich habe vielmehr zur ganzen Nation das Zutrauen, daß sie das wohlthätige Licht mit Freuden aufnehmen werde. Sollten aber einzelne Unzufridene unter ihr sein, so rathe ich diesen, keine öffentliche Störung durch Aufhetzung der Gemüther gegen die gute Sache zu machen; weil es ihnen freistehen soll, irgendwo im Lande zusammenzuziehen und da eine Gemeine für sich auszumachen, die die Finsternis mehr lieber, als das Licht. An keinem Religionslehrer aber werde ich es dulden, daß er gegen die Aufklärung öffentlich oder in geheim arbeite; denn ein solcher handelt dadurch Berufs- und Pflichtwidrig und verwirkt damit auf der Stelle sein Amt, das das Amt der Erleuchtung ist. Und — so gehe hiermit die bessere öffentliche Gottesverehrung in unserem ganzen Lande an. Beeifert euch Alle, Jeder zu seinem Theile, sie zu befördern, und empfanget

dafür erst den Dank der Religion selbst und dann den Segen der Nachwelt!“

Ehrerbietig hatte die ganze Versammlung den fürstlichen Prediger angehört, und die tiefste Stille war, so lange er sprach, auch nicht durch das kleinste Geräusch unterbrochen worden. Sobald er aber schlos, entstand eine allgemeine Bewegung, welche sich durch die Art, wie sie geschah, für ein Zeichen der innigsten Zufridenheit mit der gehörten Rede ankündigte. Gustaf führte die Gemeine aus der Kirche. An den Thüren standen Bürger, die das gewöhnliche Sonntagsopfer, welches sonst zur allgemeinen Störung während der Predigt eingesammelt worden war, in Empfang nahmen.

Gleich nach geendigter Gottesverehrungsprobe forderten Kalov, Dannhauer, Hutter, Fecht und Götze, die ihr beigewohnt hatten, ihre Dimission und erhielten sie in Gnaden. Ihrem Beispiele folgten auf der Stelle noch einige Geistliche, die sich zur Auswanderung in ein benachbartes Land anschickten, wo sie als Märtirer der sogenannten reinen Lehre ihr anderweitiges Unterkommen zu finden hoften. Gustaf lies ihnen Reisegeld auszahlen und unterschrieb die Verordnung selbst, welche sofort an die gesammte Geistlichkeit, den Sonntag sowohl, als ihre

übrige Amtsverwaltung betreffend, erlassen ward.

Die sämtlichen Gemeinen in der Residenz fanden sich zuerst durch Deputirte bei dem Oberkirchenrathe ein und baten ihn, ihre ungeheuchelte Dankbarkeit für die besseren kirchlichen Einrichtungen dem Fürsten zu erkennen zu geben. Täglich erschienen hernach auch Abgeordnete von den übrigen Gemeinen des ganzen Landes, die dieselbe Bitte anbrachten. Gustaf hatte allemahl sehr selige Augenblicke, so oft ihm sein Kirchenrath Bericht davon erstattete; und, wenn er auch nicht immer mit Gewisheit bestimmen konnte, ob eine Gemeine die Reformen aus wahrer Ueberzeugung des Bessern, oder blos, um sich ihm gefällig zu machen, annehme: so freuete er sich doch, daß Wilhelmi richtig geweissagt hatte, und daß sein wichtigstes Werk noch schnelleren und allgemeineren Fortgang habe, als er anfangs selbst gedacht. Die Deputationen der sämtlichen Gemeinen erleichterten zugleich die Uebersicht des gesamten Klerus. Da, wo die Geistlichen selbst mit der neuen kirchlichen Form zufriden waren, liessen sie sich auch die Ehre nicht nehmen, die Deputirten selbst zu sein. Sobald also nur Einer darunter war, und er kam

von einer Gemeine, die mehrere Prediger hatte, so war dis ein Zeichen, daß er der einzige Zufridene sei; und war gar kein Geistlicher dabei, so wuste man auf der Stelle, was man für die Folge zu erwarten habe. Der Kirchenrath hatte diesen Umstand bei jeder Deputation angemerkt, und so kannte der Fürst in kurzem seine ganze Geistlichkeit.

Der Erfolg bestätigte bald die Richtigkeit dieser Kentnis. Es liefen Berichte ein, daß in der Residenz sowohl, als in den übrigen Städten, mancher Prediger die ganze Sonntagsarbeit allein verrichte, und daß auf dem Lande, wo nur ein Prediger sei, hier und da gar keine öffentliche Gottesverehrung gehalten werde. Sämtliche Kirchenräthe erhielten hierauf den Auftrag, mit den widerspenstigen Geistlichen zu sprechen und ihnen den unbeweglichfesten Vorsatz des Fürsten zu eröfnen, Jeden von ihnen, der sich nicht fügen würde, seines Amts zu entsetzen. Die Hälfte derselben submittirte sich nun; die übrigen wurden kassirt. Doch leitete es Wilhelmi so ein, daß der Fürst Humanität gegen diese mit seinem Eifer für die Religion verband. Bis auf Einige befanden sie sich in den Städten, wo nun bei den verminderten Arbeiten, da sich die ganze

öffentliche Gottesverehrung blos auf den Sonntag einschränkte, überhaupt der Prediger zu viel waren. Diese genossen in völligem Ruhestande die Fixa fort, welche sie seither gehabt. Denen, welche Landpfarren bekleideten, wurden Substituten gesetzt, die sie salariren musten. Die Nation selbst machte nicht die geringste Bewegung gegen Alles, und sogar den einzelnen Unzufridenen, dergleichen es allenthalben gibt, fiel es nicht ein, von der Landesherrlichen Erlaubnis Gebrauch zu machen, eine eigene Gemeine zu bilden. Ein Beweis, daß Reformen der Art beim Volke nicht fehlschlagen, sobald auf der einen Seite der sie einführende Fürst durch Erleichterung der Volkslasten und durch Beförderung des Volkswohlstandes die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen weis, und sobald auf der andern widerspenstige Geistliche nicht freien Spielraum haben, sondern auser Stand gesetzt werden, ihren falschen Religionseifer wirken zu lassen.

„Einmahl nun aufgeräumt, und dann nicht wieder; also — recht aufgeräumt“ hatte Gustaf zur Basis des gesamten Reformationswesens gemacht; und so stand in kurzer Zeit eine Religionsverfassung da, welche auf allen

Seiten dem Geiste des Protestantismus zur Ehre gereichte.

In der Nacht auf die Gottesverehrungsprobe verreisete der Fürst schnell und kam des andern Tags erst um Mittag wieder.

Wilhelmi wartete vergeblich auf ihn im Kabinet und konnte weiter nichts erfaren, als daß er nach Ankunft eines Boten sofort satteln lassen und allein weggeritten sei. Bei der Zurückkunft zeigte sich Gustaf von übler Laune. Es war dis schon das zweite Mahl, daß der Minister dergleichen an ihm bemerkte, ohne sichs erklären zu können, oder irgend einen Aufschlus von ihm selbst darüber zu erhalten. Als er iedoch sah, daß dieser unterdessen viel gearbeitet hatte, stimmte ihn seine natürliche Gutmüthigkeit bald wieder um. Er klopfte ihm die Schulter und sprach — es wird Ihnen wohl sauer, so viel zu arbeiten? „Ich hoffe ia, erwiederte Wilhelmi, daß der Rath Lenz nun bald wiederkommen werde; bis dahin will ichs schon aushalten.“ So, wie er den Nahmen Lenz hörte, ward er noch übler gelaunt, als zuvor, und trat ans Fenster. Wilhelmi erschrack und fing an zu ahnden, aber nur dunkel.

Es ward gemeldet, daß die Garde befohlnermassen auf dem Schlosplatze stehe, und Gustaf, von neuen Ideen ergriffen, war auf der Stelle wieder ganz der Alte.

Adelgulde hatte in den letzten Jahren ihrer Administration eine neue Leibgarde errichtet, die vieleicht die einzige in ihrer Art war. Statt dabei auf ausgezeichnete Grösse zu sehen, hatte sie nur befohlen, daß ieder Mann derselben, von dem Maior an bis zum Tambour, ein Ausländer sein sollte. Bei den Tumulten, welche der unerschwinglichen Abgaben wegen ausgebrochen waren, hatte sie sich ohne starke Bedeckung nicht mehr öffentlich zu zeigen gewagt und in ihrem eigenen Schlosse sich nicht mehr sicher geglaubt. Sie war aber zugleich der Meinung gewesen, daß sie Beschützung ihrer Person gegen Bürger und Bauern von Bürger- und Bauersöhnen nicht sonderlich erwarten dürfe. In der That hatte ihr auch diese ausländische Garde manchen wesentlichen Dienst geleistet, und der Graf N. war selbst an ihrer Spitze mehr, als einmahl, ausgerückt.

Gustaf ging ohne alle Begleitung zur paradirenden Garde und redete sie also an — —

„Indem ich der Garde für ihre seither geleisteten Dienste danke, mus ich auch bemerken,

daß es Anstalten und Einrichtungen gebe, die nur auf gewisse Zeiten der Nothwendigkeit gemacht werden; und unter diese gehört auch sie. Meine Mutter glaubte unter ihrer Nation keine Sicherheit mehr für ihre Person zu haben; darum errichtete sie eine so starke ausländische Leibwache. Ich halte mich unter meinen Mitbürgern für völlig sicher; und so fällt aller Grund weg, warum ich solche länger beibehalten sollte. Jeder wird auch so billig seiu, einzusehen, daß ein Fürst sich bei seinem Volke nicht beliebt mache, wenn die, welche ihn und sein Haus beschützen, Fremde sind, und daß dieser Vorzug nur Landeskindern gebühre. Ich werde aber auch nicht einmahl eine neue Garde von Landeskindern errichten; denn ich brauche gar keine Garde. Die Herzen meiner Unterthanen sollen für mich schlagen — dis ist die schönste Leibwache eines Fürsten. Was für eine Unbequemlichkeit mus es nicht schon sein, wenn ein Regent sich nicht anders, als unter militärischer Bedeckung, sehen lassen darf, und wenn er, wo er geht und steht, im Gefolge bewafneter Männer sein mus! Und — wenn man dergleichen auch nur zur Regentenpracht rechnen wollte, ist das wohl ein anständiger Aufzug für einen Landes-

vater? Scheint es nicht, als wollte er dadurch allenthalben, wohin er kommt, die Furcht und das Schrecken vor sich her senden? Wäre dis nun auch bei mir nicht der Fall, so würde ichs doch nie über mich vermögen, in einem solchen Aufzuge zu erscheinen, oder mich auch nur von Männern mit Gewehr bewachen zu lassen. Es würde mir immer sein, als wenn mich meine Mitbürger fragten — was haben wir dir denn schon gethan, daß du so mistrauisch auf uns bist? Nein, so will ich mein Volk nicht kränken. Ich will mich allenthalben frei sehen lassen, und Jeder soll auch freien Zutritt zu mir haben. Die hiesigen Bürger mögen die Stadt selbst wieder bewachen und die Thore wieder besetzen, wie vormals. Und, was mein Haus hier betrift, so ist es freilich gros, und ieder ordentliche Hauswirth lässet auf seine Thüren Acht haben; indessen bedarf es dazu weder vieler Männer, noch der Männer mit Gewehr. Des Nachts wird zugeschlossen, und dann darf nur Einer wegen Feuersgefar im Schlosse umherwandeln. Also wird hiermit die seitherige Garde aufgehoben, und Jeder kann wieder gehen, wohin er will. Wer hier bleiben und sich ehrlich nähren will, bekommt einen Monat Gage noch

ausgezahlt; wer nach Hause oder sonst wieder in Dienste gehen will, empfängt zum Reisegelde das Triplum. Jeder behält seine Montur und gibt blos die Waffen ab.“

Die Garde exercirte noch einmahl und ging aus einander. Wer sich im Lande schon verheirathet hatte, blieb da; die Uebrigen wanderten aus.

Nach der Garde kam die Reihe an das gesammte Militär. Adelgulde hatte selbiges in den letzten Jahren ebenfals sehr vermehrt; und, wie sie bei Errichtung der Garde blos die Absicht gehabt, ihre eigene Person gegen ihre Unterthanen zu beschützen: so hatte auch die Vermehrung des Militärs überhaupt nur die Durchsetzung ihrer bedrückenden Anstalten, Auflagen und Erpressungen gegen ihr Volk beschützen sollen. Gustaf bedurfte des einen furchtbaren Beistandes so wenig, als des andern; und so ging er von dem Grundsatze aus, nicht mehr Waffenmänner zu halten, als die Gesetze und des Landes Wohlfart von ihm forderten. Alle Ausländer bekamen daher sofort ihren Abschied nebst einer Monatsgage. Von den Landeskindern ward Jedem, der nicht mehr dienen wollte, freigestellt, aus dem Gliede zu treten; und, da die Mehresten derselben zum Dienste

gezwungen worden waren, so traten so viele heraus, daß nur die nöthige Anzahl von Soldaten übrig blieb. Diese wurden in die offenen Landstädte, Flecken und Dörfer verlegt. In der Residenz selbst war kein Soldat zu hören und zu sehen. Eine Bürgerkompagnie besorgte das ganze Polizeiwesen; und ebenso verhielt sichs mit den übrigen Städten. Die Feldmiliz exercirte jährlich vier Wochen; die übrige Zeit hindurch muste sie die Landstrassen von allem fremden lüderlichen Gesindel rein halten und die Vagabonden entweder über die Grenze, oder in die Arbeitshäuser, bringen.

Die Ersparnis, welche der Fürst durch Verminderung des Militärs hatte, war gros; der Eindruck aber, den er dadurch auf die Nation machte, war noch grösser. Der Huldigungstag, an welchem Alles, was Soldat war, hatte ausrücken müssen, war also ein wahres Vorspiel von seiner ganzen künftigen Regirung gewesen, und nun war es entschiden, daß Gustaf nicht über Gut und Blut, sondern über die Herzen seiner Unterthanen herrschen wolle. Da er solchergestalt dem ehemaligen militärischen Sistem unmittelbar darauf entsagte, als er die Hand an Reform des Kirchenwesens legte, so ward diese

dadurch ungemein begünstigt; und ebenso bahnte er sich auch damit den Weg zur leichteren Regulirung seines Schuldenwesens und aller damit verbundenen Staatsanstalten bei der Nation.

Viel hatte er mit Wilhelmi schon über diesen grossen Punkt gearbeitet; nun aber lebte und webte er ganz darin. Es gab einen tragischen aber zugleich herrlichen Auftritt, als er zum ersten mahle die vollkommene Uebersicht alles dessen, was von ihm zu bezahlen war, hatte.

„Ach über meine Mutter — über meine Mutter! (wirft den Bogen zusammengeknäuelt mit Vehemenz auf den Tisch) Das ist eine Landesadministratorin gewesen . . . (mit Thränen in den Augen) Ihr armen Schafe! Eure Wolle nicht nur, auch euer Fleisch bei lebendigem Leibe! Gott bewahre doch iedes Volk in Gnaden vor solchen vormundschaftlichen Regirungen! (nach einer langen Weile, seufzend) Wovon bezahlen?“

Wilhelmi, tröstend. Beruhigen Sie sich, edelmüthiger Fürst; es wird sich Alles finden.

„Aber — (nimmt schnell den Schuldenknaul und wickelt ihn wieder auf) Ja, richtig! Es steht noch nicht Alles darauf; es fehlt noch etwas.“

Wilhelmi. Daß ich nicht wüste.

„Ja, die erste Schuld, die erste am Range, fehlt noch — der rückständige Gehalt meiner verabschiedetgewesenen wakkeren Diener.“

Wilhelmi. Ich zweifle, daß sie ihn verlangen werden — —

„Genug, ich habe ihn versprochen und wäre ihn auch ohne Versprechen nachzuzahlen schuldig. Ist denn das zu verantworten, daß man alte rechtschaffene Diener, die einmahl alle ihre häusliche Einrichtungen auf ihren Dienst getroffen haben, wie Knechte, die den Kornboden bestohlen haben, fortiagt, oder sie doch so lange drückt, bis sie selbst davon laufen müssen?“

Wilhelmi. So thäte ich wenigstens den Vorschlag, daß eine Auswahl unter ihnen getroffen, oder daß es Jedem freigestellt würde, ob er den Nachschus haben wollte, oder nicht.

„Nein; alle ohne Unterschied sollen ihn haben, und es soll dis die erste Schuld sein, welche bezahlt wird.“

Wilhelmi, den noch kein fürstlicher Widerspruch so erfreuet hatte, wie dieser. O Sie über Alles guter Herr, das wird einen Eindruck auf Ihre ganze Dienerschaft machen,

der unvertilgbar sein wird. Wie würde sich der öffentlich brandmarken, der nun so einem Herrn nicht treu und redlich dienen wollte!

Im Ganzen war Gustafs Plan, daß auch das Auflagewesen wieder in das Gleis zurückkäme, worin es bei seines Grosvaters Tode gewesen war. „Woran der erste Gustaf genug gehabt, pflegte er zu sagen, damit lässet sich der zweite auch begnügen.“ Nur hatte er nun die Wahl, ob er die hinzugekommenen neuen Auflagen seiner Mutter sogleich, oder nach und nach, abschaffen wollte. Bei dem Letztern sah er sich früher schuldenrein, sein Volk aber später glücklich. Bei dem Erstern ward sein Volk auf der Stelle glücklich, er aber erlebte vieleicht seine Schuldenfreiheit nicht. Auch hatte er das Letztere nur versprochen. Dennoch neigte sich sein Herz zum Ersteren, und er pressirte die Bilance zwischen der Ausgabe, welche er machen müsse, und zwischen der Einnahme, die sein Grosvater gehabt; um zu sehen, wie gros der Ueberschus jährlich sei, und wie viel Jahre dazu gehören würden, wenn er, ohne die Nation weiter zu bedrücken, und blos durch eigene gute Oekonomie nach und nach mit seinem Schuldwesen aufs Reine kommen wollte. Als Wilhelmi eben die letzte Hand

daran

daran legen wollte, fand er zwei Bläter von Gustafs Feder, mit der Ueberschrift — zur richtigen Bilance gehörig.

Das eine Blat enthielt Folgendes — »Ich will mich allerdings auf allen Seiten einschränken; aber so weit soll der Geist der Oekonomie nicht gehen, daß meine Dienerschaft dabei leide. Ueberflüssige Diener habe ich nicht und mag ich nicht. Schlechterdings soll an meinem ganzen Hofe kein Mensch sein, der blos wie ein Potpourri, oder wie eine Gipspuppe, da stehe. Wer Brod von mir essen will, der soll auch arbeiten und das Brod verdienen müssen. Wer nun aber redlich arbeitet, der soll auch sein Brod reichlich haben; damit er mit Freuden arbeiten und nach gethaner Arbeit im Schosse der Seinigen sich erquicken könne.“

Auf dem andern Blate las Wilhelmi also — »Ueppige Festins sollen an meinem Hofe nicht sein. Ich bin kein Freund davon; und, wenn ichs auch wäre, wie müste mir die Lust dazu vergehen, sobald ich an meine Schuldenlast dächte! Was würde ich von einem Partikulier sagen, der tief in Schulden stäke und doch einen grossen Schmaus um den andern gäbe? Aber — meine Tafel wird dennoch im Ganzen

mehr kosten, als die erste Gustafstafel; denn alle meine Räthe sollen sie frei haben. Wir arbeiten zusammen; so wollen wir auch zusammen essen. Geschiden von seiner Familie soll dadurch Keiner werden; ich werde es aber gern sehen, wenn Sonntags Niemand bei mir fehlt, und wenn Jeder in der Woche auch einen Tag um den andern wenigstens mit mir isset. Ich und meine Diener bekommen dadurch eine Gelegenheit mehr, uns gegenseitig genauer kennen zu lernen. Bei der Tafel kann ich die Meinungen Vieler über einen Gegenstand hören; und nach der Tafel kann ich mich mit Jedem besonders unterhalten, wie ich will. Hierdurch allein schon können hundert andere Weitläuftigkeiten, Vorladungen, Audienzen, Berichte u. s. w. vermieden werden. Auch wird das Gemisch meiner adlichen und bürgerlichen, geistlichen und weltlichen Räthe unter einander den guten Erfolg haben, daß sie so wenig weiter Unterschied unter sich machen, wie ich ihn unter ihnen mache. Sonntags wollen wir beisammen bleiben bis zum späten Abend; denn Sonntag ist Ruhetag für den Fürsten und für seine Räthe. Dabei hoffe ich auch noch ein anderes in meinen Augen sehr grosses Gutes zu bewirken. Der Spielgeist, der verruchteste unter

allen bösen Geistern, ist iezt in alle Lande ausgegangen, und die Welt ist wie besessen von ihm. Gesetze dagegen zu geben ist nicht viel Mehr, als Nichts; denn sie werden doch illudirt. Ein Fürst selbst mus sich als Feind dieses Geistes zeigen; so treibt er ihn am sichersten aus dem Lande aus. An meinem Hofe soll durchaus nicht gespielt werden; mein Hof soll ein Beispiel davon geben, wie grosse Gesellschaften sich unterhalten und vergnügt sein können, ohne zu spielen. Ich denke, dis Beispiel solle unfehlbar auf alle meine Räthe wirken, und sie werden ienen bösen Geist bald ebenso aus ihren Häusern vertreiben, wie ich aus dem meinigen. Schon hierüber will ich mich freuen; denn es liegt mir Viel daran, daß meine Dienerschaft keine Spielerschaft sei. Das Beispiel meiner Räthe wird dann aber auch hoffentlich auf die übrigen Vornehmeren wieder wirken; dieser Beispiel wieder auf den untern Mittelstand, und so fortan auf die ganze Nation. Das soll mir eine unaussprechliche Wonne sein, wenn ich erst den verdammten Spielgeist, den Verderber des Wohlstandes so vieler Familien, den Zerstörer guter Kinderzucht, den täglichen Verhinderer tausend guter Handlungen, den Vereitler alles Wach-

chums an Weisheit und Tugend, den Verwandler der Männer in Kinder — landflüchtig erblicke.“

In Folge des ersten Blates ward nun die ganze Dienerschaft so gesetzt, wie sie vieleicht nur an wenig Höfen der Welt steht; Wilhelmi selbst aber nahm durchaus keine Erhöhung seines Gehalts an, sondern verwies sich auf das schöne Gut, welches ihm der erste Gustaf gekauft hatte. Der Fürst gab ihm den Auftrag, die neuen Besoldungen in seinem Nahmen bekannt zu machen, und er verstand den Wink. Er versammlete eine Klasse der Diener nach der andern, eröfnete ihnen die fürstliche Freigebigkeit und fügte mit männlichem Ministerernste hinzu, daß ein solcher Fürst nun auch die heiligste Treue und den unzuermüdendsten Dienst- und Geschäftseifer von Allen zu fordern berechtigt sei.

In Betref des zweiten Blates legte Wilhelmi den Ueberschlag davon erst vor, was die vorwaltende Tafelfreiheit kosten würde, und machte eine bedeutende Mine dazu. „Schadet nichts, versetzte Gustaf; dieser Luxus ist gewis gut angebracht.“

Als die Bilance vollendet war, ergab sichs, daß der Fürst, wenn er die Auflagen wieder in

das alte Gleis bringen und doch seine Schulden bezahlen wollte, schwerlich bei seinen Lebzeiten damit fertig werden würde. Er nahm die Bilance zu sich und gab sie erst nach acht Tagen an den Minister zurück.

„Die neuen Auflagen, das schaudervolle Andenken an die böse Administrationswirthschaft für mein armes Volk, sollen auf der Stelle weg; ich will aber auch schuldenfrei sein so bald, als möglich. Dis ist die Basis des zu entwerfenden Plans. Wie ist aber Beides zu verbinden? Ich habe Plane hin und her gemacht; aber sie taugen alle nichts. Machen Sie einen Plan dazu!“

Wilhelmi. Ich bitte mir acht Tage Frist dazu aus.

„Bravo! Was dem Fürsten recht ist, das ist dem Minister billig.“

So entstanden acht Tage gänzlicher Kabinetsferien. Wilhelmi machte unterdessen einige kleine Reisen; auch gingen viel Ritter und Kaufleute bei ihm aus und ein. Zwischen ihm und dem Fürsten fiel eher wieder kein Wort über die Sache, bis der erste neue Arbeitstag kam,

an welchem ihn dieser schon im Kabinete neugierig erwartete.

„Nun, sind Sie fertig? — Gehts? — Sagen Sie nur gleich, obs geht?“

Wilhelmi, lächelnd. Ja. Und es wird blos darauf ankommen, ob mein Fürst meinen Plan genehmige.

Fürst. Ich will ihn erst hören. Eine Frage aber noch vorher — doch keine Auflagen weiter, als die zu meines Grosvaters Zeiten waren?

Wilhelmi, der einer kategorischen Antwort auszuweichen sucht. Haben Sie die Gnade, meinen ganzen Plan erst anzuhören!

Fürst, heftig. Nein, nein; erst Antwort auf meine Frage — —

Wilhelmi, zögernd. Nein. Sie sollen keine andere Auflagen machen.

Fürst, froh. Dann ists schon gut. Nun, so sagen Sie an!

Wilhelmi. Die Schuld ist gros, und die Regel ist leider hier nicht anwendbar, daß, wer sie gemacht hat, sie auch bezahlen müsse. Bezahlt aber mus sie werden; folglich müssen sie Solche bezahlen, die sie nicht gemacht haben. Diese sind nun Niemand weiter, als Sie und die Nation.

Fürst. Die Nation? Wie käme die Nation dazu?

Wilhelmi. Diese hat sie freilich nicht gemacht; aber Sie, edelmüthiger Fürst, haben sie auch nicht gemacht. Bezahlt aber soll werden; mithin müssen Sie und die Nation sie unter sich theilen.

Fürst. Und ich — wovon soll ich auch nur meinen Theil bezahlen? Ich wollte ja gern das Ganze bezahlen, wenn ich nur wüste, wovon. Nach und nach wohl; aber über mein Grab vieleicht hinaus . . .

Wilhelmi. Nein, gnädigster Herr, das soll nicht sein. Sie als Fürst geben den grossen Wald bei M. zur Bezahlung der Schulden her. Diesen holzen wir rein ab und machen ihn dann zu Acker. Er hat den schönsten Boden, und ich bin mit Sachverständigen da gewesen.

Fürst. Da entsteht ia aber mit der Zeit Holzmangel im Lande . . .

Wilhelmi. Keineswegs. Das Land hat Ueberflus an Holz, und es wird iährlich davon ins Ausland verfahren. Aus genanntem Walde vorzüglich; und ich glaube, daß davon seit Menschengedenken keine Klafter im Lande geblieben ist. Er liegt an der Grenze und zu entfernt. Der Einwohner kann das Holz näher

haben; so hat man's verflössen müssen. Ob wir nun eine lange Reihe von Jahren hindurch aus dem Walde verflössen, oder ob wir ihn auf einmahl verflössen, das hat eins so wenig Einfluss auf den Holzzustand im Lande, wie das andere. Es gibt auch noch wüste Gegenden genug, wo nichts wächset, als Holz; da kann, wenn Sie wollen, Viel wieder angesäet werden. Um ienen Boden war es längst schon Schade, daß er kein Getraide trug und keine Wohnung für glückliche Menschenfamilien ward. Jetzt wohnen Hirsche und Eber darin.

Fürst. Glauben Sie, daß aus dem Walde Viel herauskommen werde? Ich kenne ihn noch gar nicht.

Wilhelmi. Nach einem nur in aller Geschwindigkeit gemachten mässigen Ueberschlage — Ja. Aus dem Holze selbst und aus dem nachherigen Ackerverkaufe wird eine so ansehnliche Summe erwachsen, daß die Nation mit Ihrem Beitrage mehr, als zufrieden, sein kann. Es würde sich auf der Stelle dazu ein Entrepreneur finden; um aber Selbst den möglichsten Ertrag zum Besten der Nation davon zu schöpfen, habe ich schon vorläufig mit den ersten Banquiers im Lande gesprochen, die gegen Kammerversiche-

rung das Kapital herbeischaffen und hernach terminweise zurücknehmen wollen.

Fürst. Nun, so — fort, fort mit dem Walde! Tausende von Wildpret immer weniger! Nur glückliche Unterthanen her! Aber — wie weiter?

Wilhelmi. Ich habe Ihnen gleich anfangs in meinem Garten zu Thaldorf gesagt, daß es, wenn Sie zur Beordnung des Schuldwesens schritten, auf eine Rücksprache mit der Nation ankommen würde. Diese weis, daß Sie unschuldig an allen den Schulden sind, und überzeugt sich, daß sie es gut mit ihr meinen. Sie gehen ihr durch Aufopferung des Waldes mit Ihrem Beispiele vor. Sie wollen sie von den drückenden Auflagen entlasten. So wird sie sich auch zur Dankbarkeit verpflichtet fühlen, hinzutreten, Ihnen beistehen — — —

Fürst. Ja, wie?

Wilhelmi. Dadurch, daß sie sich selbst Auflagen mache.

Fürst. Nein, keine Auflagen! Lieber gar neue? die alten sollen ia sogar weg?

Wilhelmi. Die alten sind ihr gemacht worden, und so sind sie ihr allerdings verhasst; auch sind sie ihr auf eine äuserstdrückende Art, und wie auf ewige Zeiten gemacht worden.

Wenn aber eine Nation sich selbst aus Liebe zu ihrem Fürsten Auflagen macht, nur zu einem mässigen Behufe und auf eine gewisse Zeit macht: so trägt sie sie gern und weis sie auch so einzurichten, daß sie die Stände nicht drükken, die zum Tragen keine Kräfte haben.

Fürst. Das will mir doch nicht recht in den Sinn.

Wilhelmi. O doch, bester Fürst! Lassen Sie die Nation nur handeln; Sie sollen sehen, wie brav sie ist. Ich habe schon mit einigen Landständen gesprochen und es wird gewis gut gehen. Alles ist für Sie. Sein Sie so gnädig und überlassen mir das ganze Werk. Ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß es im Kurzen vollbracht, zu Ihrer und der ganzen Nation Zufridenheit vollbracht sein solle.

Fürst. Gut; so stellen Sie die Ruhe Ihres Fürsten her, ohne sein armes Volk in Unruhe zu versetzen!

Wilhelmi. Die Sache ist nun in rechtschaffenen Händen; bevollmächtigen Sie mich besonders dazu.

Fürst. Das will ich auf der Stelle thun; daß Ende werde.

Wilhelmi hatte schon eine Vollmacht in Bereitschaft, und der Fürst unterschrieb sie.

Als er es gethan, ging er mit den Worten fort — „Sorgen Sie ia nicht blos für meine Ruhe, sondern auch für meine Ehre. Ich will in meiner Gruft die Nachrede nicht haben, daß mein Volk den Rock voni Leibe für mich ausziehen müssen. “

Wilhelmi schlos den Vorschustraktat mit den Banquiers ab, überreichte gleich nach der ersten Zahlung dem Fürsten die Quittungen der verabschiedetgewesenen Diener auf die erhaltnen Rückstände und berief die Landstände zusammen. Diese, von der Absicht ihrer Zusammenberufung schon unterrichtet, erschienen mit grösfester Bereitwilligkeit. Als sie im grossen Schlossale gar einmüthig bei einander waren, redete er sie also an:

„Unser Aller Fürst und Herr hat mir den Auftrag gemacht, eine Sache für ihn abzuthun, die sich für ihn nicht schickte, — sein Schuldewesen. Hier ist seine Vollmacht für mich dazu. (als die Vollmacht durch Aller Hände gegangen) Auch ist hier noch ein zweiter Bogen Papier. Lesen Sie und erstaunen Sie! (reicht ihnen die Schuldenübersicht und lässet sie auch Reiheherum gehen) Nicht wahr — ungeheuer? Ja, ungeheuerungeheuer! — — Meine Herren, wir wissen nun aber Alle, daß unser braver Fürst

an allen diesen gemachten Schulden keinen Theil habe. Dennoch müssen sie bezahlt werden, und ein förmlicher Staatsbankerot wäre nicht nur eine ewige Schande für das Vaterland, sondern ist auch durchaus nicht ausführbar. Edel und grosmüthig denkt der Fürst. Er will, daß schlechterdings alle die neuen bedrückenden Auflagen, womit die gewesene Landesadministration, schauererregenden Angedenkens, die Nation belastet hat, aufhören sollen. Liesse er diese fortdauren, so könnte er selbst allein leicht bezahlen; aber — er will sein armes Volk glücklich sehen. Dennoch wünscht er auch, daß die Schulden bezahlt, so bald, als möglich, bezahlt werden; denn er sehnt sich auch nach Ruhe, die er seinen Unterthanen gönnen will. Was in seinen Kräften steht, hat er dazu geleistet. Er hat den grossen Wald zu M. hergegeben und gäbe seine Wälder alle her, wenn wir kein Holz brauchten. — — O Bidermänner und Patrioten, wie sollten Sie nicht als Stellvertreter der Nation seinem erhabenen Beispiele folgen? So treten Sie hinzu und lassen Sie Ihre Vaterlandsliebe und Ihre Weisheit zugleich wirken, um die zweckmässigsten und humansten Mittel zu treffen, das Uebrige der Sache so bald, als möglich, abzu-

machen. Ewiger Nachruhm dafür Jedem von Ihnen, der sich dabei recht uneigennützig- und gemeinnützigthätig bezeigt! Zur ausdrücklichen Pflicht soll ich es Ihnen machen, bei allen Ihren Masregeln dahin zu sehen, daß die untersten Volksstände nicht darüber seufzen. Aufs Tausend ists nicht zu berechnen, was das Holz des Waldes und sein Acker hernach geben werde. (gibt ihnen ein drittes Papier) Hier ist der ungefähre Ueberschlag des Ertrags; was Mehr darüber eingeht, kommt der Nation zu Gute. Nehmen Sie alle drei Papiere und fangen Sie Ihre Akten damit an. Deliberiren Sie nun unter sich über den grossen Gegenstand und lassen mir hernach das Resultat Ihrer Deliberationen zukommen. Dieser Saal ist Ihren Zusammenkünften gewidmet; und finden Sie es bei irgend einer derselben nöthig, mit mir zu konferiren: so lassen Sie mich nur rufen. Mein ganzes Herz wünscht Ihnen zu Ihren patriotischen Arbeiten den Beistand des obersten Geistes."

Die Landstände nahmen die Sache ad deliberandum und versprachen, dem Minister darüber so bald, als möglich, den beruhigendsten Bericht zu erstatten. Der Fürst zog sie Alle zur Tafel und unterhielt sich mit ihnen über die

Mittel, Nahrung und Gewerbe aller Art im Lande wieder blühender, als ie, zu machen. Die Wärme, mit welcher er darüber sprach, und die wohlthätigen Plane dazu, die er ihnen mittheilte, fesselten ihre Herzen so an ihn, daß er auf allen ihren Gesichtern schon den besten Ausgang seines ganzen Schuldenwesens geschrieben fand.

In der That übertraf auch das Resultat der Berathschlagungen der Landstände noch alle Erwartung Gustafs und sogar seines Ministers. Sie übernahmen auf der Stelle die noch fehlende grosse Summe mit der Erklärung, daß sie dadurch Nichts, als ihre Pflicht, thäten. Die gesammte Ritterschaft legte sich eine freiwillige Kontribution auf, die sie binnen acht Tagen abtrug. Ihrem Beispiele folgten alle Wohlhabenden im Lande. Sogar die verabschiedetgewesenen Diener, welche nicht selbst Schulden zu bezahlen hatten, brachten den erhaltenen Besoldungsrückstand zur landschaftlichen Kasse zurück. Alles, was hernach noch fehlte, ward sogleich negocirt, um es terminweise von Abgaben, die nur auf eine gewisse Zeit und bis Alles bezahlt wäre, von solchen Artikeln, deren die Reichen nur bedurften, gehoben würden,

zurückzuzahlen. Die Abgaben wurden sofort bestimmt und Jeder leistete sie mit Freuden.

Als Wilhelmi dis Alles in dem eingegangenen endlichen Berichte der Landstände gelesen hatte, eilte er damit, Thränen in den Augen, zum Fürsten. „Da! Nun sehen Sie es, mein glücklicher Herr, wie brav Ihre Nation set und wie lieb sie Sie habe. Ich freue mich, ein Werkzeug dabei gewesen zu sein. O selig und des Himmels Bild ein Land, wo Fürst und Volk es so mit einander meinen!“

Der Fürst stand und las. Der Fürst las fort und muste sich setzen. „Ich bin beschämt — betroffen — bestürzt. O mein wackeres, mein zu wackeres Volk!“ Indem er so sprach, rollten ihm die Thränen über die Wangen. Wilhelmi hatte schon selige Augenblicke bei ihm gehabt, aber solche noch nicht. Er näherte sich ihm. Der Fürst sprang auf und ihm in die Arme. „Ach Sie Bewirker meiner Ruhe, Sie Wiederhersteller der Volksglückseligkeit, nun steigt meine Verbindlichkeit gegen Sie ins Unendliche.“

Wilhelmi, ihm wie ein Bruder dem andern die Hand drückend. Ich denke, wie die Landstände — ich habe Nichts, als meine Pflicht, gethan.

Fürst, nun erst deutlicher Freudengenüsse fähig. Das ist wahr — das ist wahr! Die Nation hat noch alle meine Hofnungen übertroffen. Was für ein zufriedenes Leben kann ich nun als Fürst führen! Nun, ich wills auch führen, und Gott wird mir dazu helfen.

Hier schlug der Fürst die Augen nider und schwieg. Als er sie wieder aufhub, seufzte er, und Wilhelmi las Kummer darin, der aber wieder verschwand.

„Wie dank ich meine Nation dafür?“

Wilhelmi. Die Nation erwartet keinen Dank dafür; denn sie hat blos nachgethan, was Sie ihr vorthaten. Bezahlt muste werden. Beide Theile haben bezahlt; der Dank wäre also gegenseitig und hebt sich. Auch sieht die Nation wohl ein, daß ohne ihren ausserordentlichen Zutritt die drückende Abgabelast hätte fortdauren müssen; sie ist also zu ihrem eigenem Besten hinzugetreten. Unsere Ritter begriffen es, daß sie, die von allen Abgaben frei sind, auch einmahl Etwas thun müsten, da das seither so bedrückt gewesene Volk nach und nach weit mehr gethan; und unsere Reichen haben nun doch auch einmahl ihren Ueberflus auf eine humane Art angewendet. — Daß Sie mit der Nation zufrieden sein und als Fürst nun auch ein Beispiel voll-

vollkommener Gemüthsruhe geben mögen, dis ist Alles, was man von Ihnen wünscht, hofft, erwartet.

Fürst. Nein, nein; damit ists nicht abgethan. Zwar soll meine ganze Regirung den Geist der Dankbarkeit athmen, und, was in meinen Kräften ist, zum Wohle des Volks zu leisten, das soll geschehen; allein — ich mus gleich auf der Stelle etwas Außerordentliches thun. Mein Geburtstag ist nächstens und fällt gerade auf einen Sonntag. Dieser soll dismahl auf Befehl in allen Kirchen gefeiert und förmlich vorher abgekündigt werden. Da sollen mir alle meine Prediger gratuliren; aber nicht wie gewöhnlich. Gratuliren sollen sie mir dazu, daß ich über ein so braves Volk regiere. Sie sollen in meinem Nahmen der Nation danken, daß sie mich sorgenfrei gemacht hat. Dabei soll aber meiner Mutter gar nicht gedacht werden; weil ihrer doch nicht in Ehren gedacht werden könnte. Es mag nun Alles vergessen bleiben; sie that Böses, aber das Böse ist wieder gut gemacht. So wachse Gras darüber!

Wilhelmi. Ein fürstlicher Einfall! Die Verbindung der Umstände wird an diesem Tage eine herrliche Wirkung auf das Volk thun.

Fürst. Besorgen Sie die Sache gleich! — Ach lieber Minister, ich bin nun recht froh — recht froh.

Bei Abkündigung der Geburtstagsfeier auf Befehl stutzte Jedermann. Sie war nicht nur etwas Ungewöhnliches, sondern sie passte auch gar nicht zu Gustafs übriger Denkungsart, und am wenigsten zu dem Hasse, welchen er allem cerimontösen Wesen geschworen zu haben schien, und den er gleich bei seinen Wiedereintritte in das Land an den Tag gelegt hatte. Um so tiefere Eindrücke machte aber die Geburtstagsfeier selbst, als sie eine so unerwartete Wendung nahm. Der erste Kirchenrath war vom Fürsten selbst über den Inhalt seiner Predigt befehligt worden. Nachdem er der Nation feierlich gedankt und dem Fürsten Glück zu einem solchen Volke gewünscht, entwarf er frei und meisterlich das Bild eines Regenten, der ein wahrer Vater des Vaterlandes ist. Als er die Zeichnung vollendet, hielt er ein und sah den Fürsten an. „Ein solcher will ich zu werden suchen," sprach Gustaf vom Fürstenchore herab und legte dabei die Hand aufs Herz. Bis hieher ging die fürstliche Instruktion. Nun hielt aber der Kirchenrath aus sich an den Für-

sten eine Anrede, worin er ihn bat, nur ein solcher zu bleiben, weil er es schon sei. Am Ende schloß er mit einer Gratulation an die Nation zu so einem Fürsten, wie er mit der Gratulation an den Fürsten zu so einer Nation angefangen hatte. Dieser Tag, als man nun gar erfuhr, daß alle Prediger auf ähnliche Weise gedankt, und befohlnermassen so gedankt, befestigte vollends noch auf das unerschütterlichste die heiligste Liebe zu Gustaf in den Herzen seines ganzen Volks.

Wilhelmi empfing unmittelbar darauf ein Schreiben von den sämmtlichen Landständen, worin sie ihm den Auftrag machten, dem Fürsten für seine öffentliche Herablassung gegen die Nation den rührendsten Dank abzustatten und ihn dahin zu bewegen, daß er sich bald vermähle; damit das Heil des Vaterlandes, welches nun im vollem Anzuge sei, auch vor Vergang gesichert würde. „Wir fühlen uns Alle sehr glücklich, schlossen sie; desto schrecklicher würde es aber sein, wenn wir je um unser Glück wieder kämen. Auch Fürsten sterben oft jung, und leider hat dis die Erfarung uns gelehrt. Wie glücklich ist doch ein Land, dessen guter Regent auch seinen Nachfolger selbst erzieht! Ueberhaupt werden wir nicht eher ganz froh, bis

wir Succession sehen; weil wir ohnedis nach dem Tode des besten Fürsten in so eine traurige Lage kämen, in welcher dis Land seit dem Anfange seiner Geschichte nicht gewesen ist.“

Dem Minister war dieser Auftrag willkommen und er richtete ihn sofort aus. Gustaf hörte den ersten Theil mit vieler Rührung an; als aber der zweite abgehandelt werden sollte, sprach er hastig dazwischen — „Ich hab' es Ihnen ja gesagt, ich bin schon engagirt; mein Herz ist nicht mehr mein.“ Er gerieth bei diesen Worten in eine sichtbare Unruhe, und als Wilhelmi eben im Begriff war, ihm durch Anstrengung aller seiner Herzenskraft das Geheimnis abzulocken, besann er sich schnell wieder und versetzte — „Lassen sie uns iezt lieber von einer andern gleichfalls wichtigen Sache reden! Die drückenden Auflagen sind nun weg. Den Druck nur herunter, sprachen sie einst, so richten sich die stahlfederartigen Staatskräfte selbst wieder auf. Ich glaube dis wohl; wenn ich aber nachhelfe, so denke ich, daß sie sich noch schneller wieder aufrichten sollen. Die traurigen Sperrungen mit den Nachbarn wünsche ich auch weg. Hebe ich sie meinerseits nur auf, so schade ich meinen Mitbürgern mehr, als ich ihnen nütze.

Gegenseitig mus die Sperre aufhören. Die Natur weis von keinen Landesgrenzen; es kommt nur darauf an, daß benachbarte Regirungen das Sistem der Freiheit des Verkehrs annehmen, so müssen die Völker möglichst glücklich sein. Blos bei uns anfangen, das Sperrwesen abzuschaffen, und zu hoffen, daß die Nachbarn unserem Beispiele nachfolgen, halte ich nicht für genug. Wie wär's, wenn sie mit Aufträgen deshalb an die Höfe gingen? Mein Gedanke ist, daß Sperrung sich nicht weiter, als aufs Brod, erstrecken müsse, und das doch auch nur zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen.

Wilhelmi. Sie nehmen mir iedes Wort aus dem Herzen. Ich würde auch selbst schon den Antrag gemacht haben; allein unter der Hand eingezogene Nachrichten belehrten mich von der gänzlichen Ungeneigtheit des Hofes zu . . . besonders dazu.

Gustaf. Dahinter steckt Niemand, als meine Mutter. Nun, um so mehr machen sie den Versuch in Person.

Wilhelmi unterzog sich der Sache, und die nothwendigsten Arbeiten wurden während seiner Abwesenheit von einem andern Rathe besorgt. Die Reise ging gut; doch, wie

gedacht, der Hof zu . . wies den Vorschlag schlechterdings von der Hand. Wilhelmi kam zurück und stattete Bericht ab. Die übrigen Sperren wurden sogleich aufgehoben, und es entstand dadurch die allgemeinste Rege im ganzen Lande. Suppliken über Suppliken gingen nun ein, daß doch mit dem Hofe zu . . dieselbe Uebereinkunft getroffen werden möchte, und die Folge davon war, daß Wilhelmi sich noch einmahl auf den Weg machen muste, und Gustaf gab ihm ein eigenhändiges Schreiben an den Herzog mit. Nun ging es besser; und, als der Minister mit der erfreulichen Nachricht davon zum Fürsten eilte, fand er ihn nicht. Abends spät kam Selbiger erst wieder und war sehr niedergeschlagen. Die angenehme Relation erheiterte ihn zwar etwas auf der Stelle; dessen ungeachtet aber schien Mismuth nun in seiner Seele festen Platz zu fassen.

Dem Minister ward die Sache zu ernsthaft. Daß der Unmuth des Fürsten mit seinen kleinen Reisen zusammenhange, sah er deutlich. Daß Lenz die Braut holen solle, hatte ihm der Fürst selbst gesagt. Daß der Fürst bei bloßer Erwähnung Lenzens unruhig geworden, war ihm nicht entgangen. Die Aengstlichkeit des Fürsten bei dem letzten

Gespräche über seine Vermählung kam dazu. Er stellte dis Alles zusammen und — ahndete deutlicher. Er forschte auf alle mögliche Weise den Reisen des Fürsten nach, der bald zu diesem, bald zu jenem Thore hinausgeritten war, nie aber zu dem Thore, welches nach Gustafshöhe führte. Endlich hatte einer der Thorschreiber von einem Bauer gehört, daß ihm der Fürst dicht vor Gustafshöhe begegnet sei. Wilhelmi lies hierauf den dortigen Kastellan zu sich bescheiden. Dieser wollte durchaus von nichts wissen, sondern bestand darauf, daß er den Fürsten seit dem Huldigungstage, an welchem er auch in der Residenz gewesen, nicht wieder mit Augen erblickt habe. Wilhelmi aber konnte gut sehen und las in seinem Gesichte, daß er lüge, weil er lügen müsse.

„Er spricht nicht die Wahrheit, mein lieber Mann, das kann ich Ihm ansehen. Ich kann mir auch die Ursache davon denken — der Fürst hats Ihm verboten, nicht wahr?“

Kastellan, dessen Unruhe sich immer mehr der Angst nähert. Gewis nicht, Ihro Excellenz.

„Ich mag keine Excellenz sein; wenn ich aber in seinen Augen Eine bin, so mus er mich nicht belügen. Daß Er nicht gestehen will,

daß der Fürst bei Ihm gewesen, weil ihm verboten ist, es zu sagen, mag sein; hat Ihm denn aber auch der Fürst verboten, zu sagen, daß er Ihm dis verboten habe? Das ist gewis nicht wahr.“

Kastellan. Ei allerdings!

„Nun, so ists schon gut; so weis ich, was ich wissen wollte. Was der Fürst auf Gustafshöhe gemacht habe, mag ich gar nicht wissen.“

Kastellan. Das wird er mir auch nicht sagen.

„Schon recht. Wer schickt denn die Boten immer ab, auf deren Ankunft der Fürst so schnell hinreiset?“

Kastellan. Ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht weiter. Es ist mir bei Leib und Leben verboten. Machen Sie mich nicht unglücklich; ich habe sechs Kinder.

„Sehe Er mich nicht nur für einen vernünftigen, sondern auch für einen ehrlichen Mann an. Der Fürst ist Fürst, und, was er verbietet, mus keiner seinet Diener thun; das weis ich recht gut, und darauf halte ich selbst. Hier aber ist eine Ausnahme. Es beruhet heute zu viel darauf, daß ich Alles wisse. Ich bin Minister und mus dem Lande dafür stehen, daß

ich mich um eine Sache von solcher Wichtigkeit bekümmere. Rede Er die Wahrheit; Er bekommt sonst noch schwerere Verantwortung, als wenn er sie nicht redet. Wer schickt die Boten?

Der Kastellan führte hierauf den Minister an den Tisch und mahlte darauf mit dem Finger die Buchstaben — L e n z.

„Hum!“

Kastellan. Aber um Gottes willen — machen Sie meine armen Würmer nicht unglücklich.

„Es soll vielmehr zu seinem Glücke gereichen. Er soll einmahl hier Oberkastellan werden.“

Kastellan. O so danke ich Ihnen schon tausendmahl in voraus dafür. Ich mus mich so sehr elend behelfen.

„Wie oft ist Lenz da gewesen und hat den Fürsten gesprochen?“

Kastellan. Von dreien mahlen weis ichs gewis.

„Hat Er nicht gemerkt, was für einen Gegenstand es betroffen?“

Kastellan. Nein; sie haben sich Beide immer eingeschlossen.

„Wie war der Fürst, wenn er ankam, und wenn er wieder abreisete?“

Kastellan. Vergnügt kam er an, und traurig ritte er wieder fort. Das letzte mahl besonders. Da sah er mich nicht einmahl an, als er abreisete.

„Wie war Lenz?“

Kastellan. Sehr ängstlich. Das letzte mahl sagte er zu mir beim Wegfaren — nun komm' ich nicht wieder.

„Geh' Er nun wieder nach Hause und sage er Keinem etwas davon, daß ich Ihn zu mir beschieden habe.“

Wilhelmi konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß Gustafs Kummer seine Quelle in dem verunglückten Auftrage Lenzens habe. Nur konnte er nicht begreifen, welche Fürstentochter seinem Herrn sich selbst verweigern, oder doch verweigert werden sollte. Bei der letzten Fete, die Adelgulde gegeben, war er nicht zugegen gewesen; er vermuthete also, daß die Liebe des Fürsten sich auf seinen Reisen entsponnen habe. Nun kannte er die Lebhaftigkeit der Fantasie seines iungen Herrn und seine Anlagen zu hoher Schwärmerei; so befürchtete er den traurigsten Ausgang davon, wenn sein Herz nicht befridigt würde, oder eine andere Richtung bekäme. Er bereitete sich also recht dazu, Aufklärung des drohenden Geheimnisses

ihm abzudringen; besonders, da er nun schon sehen muste, daß der Fürst zuweilen ganz in sich gekehrt und auch bei der Tafel weniger gesprächig war. Tag und Stunde waren schon dazu von ihm bestimmt; er erwartete sie aber nicht, weil er ganz unvermuthet vom Rath Lenz einen Brief ohne Unterschrift des Orts erhielt.

„Ehrwürdiger Minister! Ob mir gleich das heiligste Stillschweigen aufgelegt ist, so mus ich es doch brechen, weil nunmehro die Wohlfart des Vaterlandes darauf zu beruhen scheint. Mein Auftrag ist ohne alle Hofnung verunglückt, und es ist so gut, als wenn ich meinen Abschied hätte; denn ich soll dem Fürsten nicht wieder vor Augen kommen, wenn ich ihn nicht glücklich ausrichte. Meine Verbannung bis dahin, wenn sie auch gleich Verbannung auf immer und ewig ist, wollte ich nun zwar gern ertragen — ich will mein Unterkommen doch wohl finden; aber des Fürsten letzte Worte waren — das kostet meine Vernunft. Dis schütterte mich schrecklich, und ich darf es Ihnen nicht verschweigen. Mehr aber darf ich Ihnen auch nicht sagen. Minister, Sie haben das ganze Vertrauen des Fürsten, und es kann Ihnen nicht unmöglich fallen, ihm

selbst sein Geheimnis abzufragen. Eilen Sie und retten Sie den Kopf Ihres Herrn; retten Sie Fürst und Land; ich fürchte sonst Alles für ihn.“

Sogleich, als Wilhelmi diesen Brief gelesen, nahm er seine Zuflucht zu einer Ministerschulkrankheit. Kaum war er dem Fürsten krank gemeldet, so war dieser bei seinem Bette.

„Was ist Ihnen? Um Alles — werden Sie mir nicht krank! Das fehlte mir noch. Aerzte her!“

Wilhelmi. Gnädigster Herr, ich brauche keinen Arzt. Alle Ihre Aerzte können mir nicht helfen. Sie allein können mein wahrer Arzt sein.

„Ich? O sagen Sie — wie?“

Wilhelmi. Ich habe Ihr Vertrauen verlohren; das überlebe ich nicht lange.

„Mein Vertrauen? Mann, wie kommen Sie auf den Gedanken? Sie zerreissen mein Gemüth mit dem Vorwurfe. Mein Vertrauen haben Sie, wie es mein eigenes Herz hat.“

Wilhelmi. So geben Sie mir sogleich einen Beweis davon. Wo bleibt Lenz?

„Lenz? (stammlend) O der wird schon kommen. Aber — ich will Ihnen bis dahin nun einen andern Arbeitsgehülfen geben.“

Wilhelmi. Versparen Sie dis; vieleicht müssen Sie bald meinen Nachfolger bestimmen.

„(erschrocken) Was sprechen Sie? Ums Himmels willen, ums Vaterlands willen — (fällt über ihn her) sterben Sie mir nicht!“

Wilhelmi. Ja, der Anblick Ihres Zustandes, ihre Zurückhaltung gegen mich darüber kostet mein Leben. Ein Anderer an meiner Stelle nähme vieleicht seinen Abschied. Was ist ein Minister, gegen den sein Fürst ein Geheimnis hat — ein Geheimnis von erster Grösse? Mich aber soll man aus Ihrem Schlosse nicht lebendig, sondern todt, nach Thaldorf bringen und da begraben neben dem Pfirsichbaume. Ich bin einmahl der Treue, der sein Leben für Sie lassen zu können beschlos, und so habe ich alsdann Wort gehalten.

„(ausser aller Fassung) Ach nicht doch — nicht doch! Leben — bei mir leben — lange noch bei mir leben — lange noch gern bei mir leben — —“

Wilhelmi. Nein, nein; ich ertrage den Gedanken nicht, meinen Fürsten, der doch nun ganz glücklich sein könnte, unglücklich zu sehen, und nicht einmahl zu wissen, wodurch, und ob ich ihm nicht helfen könne.

„Sie mir helfen? Ja, wenn Sie das könnten! Dann — dann — (wird wehmüthig)“

Wilhelmi. Warum nicht? Wer weis? Entdecken Sie sich mir! Ich bin ia der, dem Gustaf der Erste Alles vertrauete — — ich sollte Ihnen ia sein, was Hallo Ihrem Grosvater war — —

„(wie von einer unsichtbaren Hand bewegt) Ach — ich bedarf auch nach gerade ein Herz, in das ich das meinige ausschütte. Mir allein wirds bald zu viel. Lieber Minister, ein Mädgen macht mich unruhig und mit iedem Tage unruhiger. Ich will keine andere Gemahlin, als sie, und kann sie nicht bekommen. Nun wissen Sie Alles.“

Wilhelmi. Ich sollte aber nicht glauben, daß irgend eine deutsche Prinzessin Ihnen ihre Hand versagen könnte.

„Eine Prinzessin ists nicht; ich habe nach eigener Herzenswahl gehandelt, wie Sie riethen. Aber — eine göttliche weibliche Seele ists, der ihr schöner Körper ganz entspricht.“

Wilhelmi, zutraulichzärtlich. Wie heisst sie denn?

„Komtesse von R.“

Wilhelmi. Komtesse von R? von R?

„Ja, Sie kennen sie nicht. Ich habe sie auch nur einmahl gesehen, als meine Mutter die berüchtigte Fete gab, bei der sie auch im Gefolge der Herzogin von . . war. O — wäre die Fete von mir nicht zugelassen worden; so hätte ich sie nicht gesehen. Aber nun — diese, oder keine!“

Wilhelmi, der iezt den Plan, ihm die Komtesse auszureden, einstweilig lieber aufgibt. Wo ist sie denn iezt?

„Ja, wenn ich das erfaren könnte! Aber — dafür hat meine Mutter mit der Herzogin gesorgt, und sie ist so gut, als verschwunden, für mich.“

Wilhelmi. Das soll sie nicht sein. Fassen Sie Muth und richten Sie Ihr Herz wenigstens iezt mit dem Gedanken auf — das soll sie nicht sein.

„O wenn das wäre! Ich habe selbst schon oft gedacht, Sie haben überall geholfen und könnten auch wohl hierbei helfen; aber ich fands unmöglich, und — dis hielt mich eben so zurück.“

Wilhelmi. So lange ein Paar Menschen noch leben, ists nicht schlechterdings unmöglich, daß sie wieder zusammenkommen sollten. Die Hauptsache ist, daß Lenz so ge-

schwind als möglich, zurückkomme; damit ich umständlich mit ihm reden könne.

„Ja; ich habe ihm zwar gesagt, er solle mir nicht wieder vor Augen kommen, bis er — —. Er ist ietzt zu O.; lassen Sie ihn gleich kommen. Indessen kann ich Ihnen doch auch Alles sagen, was er Ihnen sagen kann.“

Wilhelmi. Der arme Lenz!

„Ja doch, ia; es ist mir ia schon tausendmal wieder leid. Ich will ihm selbst schreiben, daß er kommen solle, heute noch schreiben. — In der Nacht der famösen Fete ward die Komtesse plötzlich unsichtbar. Ich suchte sie; Lenz muste sie suchen. Endlich brachte mir Lenz die Nachricht, daß er sie beim Einsteigen in den Wagen noch gesprochen, wo sie blos noch die Zeit gehabt, ihm zu sagen, daß sie eiligst ein Billet der Herzogin an ihren Gemahl selbst überbringen müsse. Hätte ich ihn nur da, statt nach Gustafshöhe abzugehen, auf der Stelle ihr nachgeschickt.“

Willhelmi. Glauben Sie denn, daß an dem Tage Bemerkungen über Sie und die Komtesse gemacht worden sind?

„Mus doch sein. Ich habe darauf nicht Acht gehabt; so viel weis ich, daß die ganze

übrige

übrige Gesellschaft so gut, als gar nicht da, für mich war.“

Wilhelmi. Dann hätten Sie allerdings besser daran gethan.

„Ich ahndete ia nicht, daß meine Mutter der Sache gleich so tief auf den Grund gesehen haben uud so weitaussehende Anstalten machen würde. Genug, mein Herz gehörte ihr auf der Stelle; ehe ichs ihr aber förmlich antrüge, wollte ich erst gehuldigt sein. Da schickte ich dann auch Lenz gleich mit dem Antrage an sie ab und bat sie, sich mit ihm nach Gustafshöhe zu begeben, wo uns der Oberkirchenrath kopuliren sollte. Lenz muste als Kaufmann reisen. Um einen einzigen Tag früher hätte er nach . . kommen sollen, so hätte er sie noch getroffen. So aber war sie fort und Niemand wuste, wohin. Das allgemeine Gerücht ging, daß sie in Ungnade gefallen sein müsse. Lenz hatte ausgekundschaftet, wohin sie mit herzoglichen Pferden gefaren sei, und reisete ihr nach. Von da hatte sie unter einem andern Nahmen Postpferde genommen. Lenz war ihr weiter nachgereiset, die Route hatte aber ein Ende gehabt, ohne daß er das Geringste von ihr ferner erfaren können; und so kam er unverrichteter Sache nach Gustafshöhe

zurück. Mir fiel ein, daß sie mir erzählt, daß sie noch eine Mutter habe, die unweit S. . wohne. Der Ort, wo sie Lenz verlohren, war S . ., und so hielt ichs für ausgemacht, daß sie sich bei ihrer Mutter aufhalte. Lenz muste also schnell wieder fort, und ich gab ihm auf den äußersten Fall einen Brief an die Mutter mit. Im Orte hatte Jedermann behauptet, daß Amalie wirklich da sei. So hielt sich Lenz einige Zeit inkognito daselbst auf, um sie allein zu sprechen. Fast wäre es ihm auch gelungen; gesehen hat er sie. Endlich ging er in ihre Wohnung; die Mutter verleugnete sie. Da gab er dieser den Brief von mir."

Wilhelmi. Das hätte ich an seiner Stelle alsdann nicht gethan.

„Die Mutter antwortete mir sehr verbindlich und entschuldigte sich mit der Unwissenheit des gegenwärtigen Aufenthalts ihrer Tochter; es war aber, als wenn ich jeder Zeile die Furcht vor der Fürstin zu S. . ansähe, die die Schwester der Herzogin zu . . ist. Ich schickte Lenz noch einmal dahin, wo er gewesen war, mit dem Befehle, so lange da zu bleiben, bis er die Komtesse auf irgend eine Art gesprochen. Als er hinkam, war sie wirklich nicht mehr da. Er gewann den Sekretär der Gräfin. Dies

fer entdeckte ihm, daß Mutter und Tochter gleich nach Empfange meines Briefs nach S. . zur Fürstin gereiset wären, und daß die letztere nicht wieder mit zurückgekommen sei. Lenz reisete also nach S. . wo keine Komtesse von R. zu finden war. Er erfur aber, daß meine Mutter unlängst auf einige Zeit da gewesen wäre und wiederkäme. So wartete er im Stillen ihre Zurückkunft ab und kundschaftete hernach durch die dritte Hand bei ihren Leuten aus, wo sie gewesen und wer mit ihr gereiset wäre. Da hörete er Alles, was er wissen wollte, und besonders, daß ein gewisser Kammeriunker das Fräulein, welches mitgereiset, unterwegs weiter gebracht habe. Lenz machte sich, ohne sich zu erkennen zu geben, an diesen, konnte aber nichts von ihm herausbringen. Abends hinterbrachte ihm sein Wirth, daß er seiner Person und der Ursachen seines Aufenthalts wegen im Verhör gewesen sei, daß die Bürgermeister hernach unter sich lateinisch gesprochen und er verstanden zu haben glaube, daß Lenz in der Nacht in Verhaft genommen werden solle. Den Augenblick machte er sich von S. . fort, und kam mit allen den Hiobsposten nach Gustafshöhe. Da ward ich aufgebracht und sagte ihm, er sollte mir meine

Amalie schaffen, oder mir nie wieder vor die Augen kommen. Heute schreibt er mir, daß er sich eine Zeitlang zu O. bei seinem Bruder aufzuhalten gedenke.

Wilhelmi. Nun, ich bleibe bei dem, was ich gesagt; fassen Sie den Gedanken fest — sie soll nicht für Sie verschwunden sein. Sie werden sie wiedersehen.

„Ja, wann, wo, wie? — Ich sehe keine Möglichkeit.“

Wilhelmi. Lassen Sie mich darüber nachdenken. Es wird ja noch ein Mittel geben, die Komtesse auszukundschaften, sie lebe in einem Winkel der Erde, in welchem sie wolle.

„So machen Sie wenigstens, daß Sie bald wieder gesund werden!“

Wilhelmi. O — nun fehlt mir nichts weiter, da ich Ihr ganzes Vertrauen habe. Heute noch denke ich wieder aufzustehen.

Die neue Hofnung, welche Gustaf geschöpft, beruhigte ihn in der That etwas; bei jeder Zusammenkunft mit Wilhelmi aber war es seine erste Frage, ob er noch keinen Plan für ihn fertig habe. Der Minister vertröstete ihn alsdann immer auf Lenzens Zurückkunft

und mußte überhaupt alle seine Kräfte zusammennehmen, um ruhiger zu scheinen, als er wirklich war. Weit lieber hätte er dem Fürsten die Komtesse auszureden und seinem Herzen eine andere Richtung zu geben versuchen mögen; in der dermahligen Stimmung desselben hielt er es jedoch nicht für rathsam. Er muste also Pläne machen, den Aufenthalt der Komtesse zu erforschen. Ihre Mutter, Adelgulde, und der Kammerjunker zu S . . waren die Personen, welche Auskunft darüber geben konnten. Den Letztern durch einen Kammerherrnschlüssel, verbunden mit einem ansehnlichen Gehalte, zu gewinnen, hielt er noch für das Leichteste.

Lenz kam zurück und hatte sogleich eine lange geheime Unterredung mit ihm. Der Erfolg derselben war, daß er den Plan mit dem Kammerherrnschlüssel schon gescheitert erblickte. Lenz war weit tumultuarischer von S . . weggekommen, als er dem Fürsten erzählt hatte. Er zeigte dem Minister ein Paar Blessuren und setzte hinzu — „Diese bringe ich statt meiner Sachen mit, die ich alle im Stich lassen müssen. Der Kammerjunker L. nahm mich sehr artig auf. Wir unterhielten uns erst über Handel und Reisen, und so lenkte ich

hernach auf die Reise ein, die er unlängst gemacht. War ich zu zudringlich in meinen Fragen, oder gab ich sonst eine Blösse; genug, er lies mich so klug, wie ich war, und bat mich auf den andern Tag wieder zu sich. Zu meinem Glück ging ich um eine halbe Stunde früher zu ihm und steckte, ich weis selbst nicht, warum, meinen Degen an. So, wie ich zu ihm eintrat, sah ichs ihm an, daß er über mein früheres Erscheinen in Verlegenheit gerieth. Er fing an sich mit mir zu unterhalten, lief aber dabei zuweilen ans Fenster und sah oft nach der Uhr. Ich ahndete Verrätherei und empfohl mich ihm. „Nicht also, sprach er, stellte sich vor die Thüre und zog den Degen; Sie sind eine verdächtige Person und Arrestant.“ Ich hatte keine Zeit zu verlieren, wie ich merkte, sondern zog meinen Degen auch, um mir den Weg mit Gewalt frei zu machen. Zwei Stiche bekam ich in den ersten drei Minuten; bald aber versetzte ich ihm einen Stos, durch den er umsank. Ich warf Degen und Scheide hin und eilte davon. Eben trat die Wache, welche mich arretiren sollte, zum Hause herein, als ich zum Hause hinaus ging; da sie mich aber nicht kannte, auch nicht wuste, wen sie holen

sollte, lies sie mich mitten durch sich hingehen. Wie ich nur erst das Thor erreicht hatte', so verdreifachte ich meine Schritte und hörte nicht eher auf zu laufen, bis ich über die Grenze war. Mein Glück, daß ich mich zu S.. keiner Seele zu erkennen gegeben hatte; denn vor einigen Tagen las ich in den Zeitungen, daß der Kammeriunker L. zu S... an den Folgen eines Schlagflusses gestorben sei. Dis Alles sei iedoch ein ewiges Geheimnis unter uns Beiden!"

Versteht sich, erwiederte Wilhelmi, der während der Erzählung aus einem heftigen Affekt in den andern übergegangen war. Lenz mußte ihm die Mutter der Komtesse schildern, und widerrieth auch ieden anderweitigen Versuch bei dieser, weil ihre Verwandten insgesamt als unbegüterte Edelleute am Hofe zu S.. unterhalten würden. Den Weg durch Adelgulden aber erklärte erfür den allerentgegengesetztesten, und der Minister selbst muste ihm darin Recht geben.

Wilhelmi. Was aber nun zu thun, lieber Rath? Was fangen wir mit dem Fürsten an?

Lenz. Nichts Anderes, als — die Komtesse ihm ausreden.

Wilhelmi. Das ist umsonst. Er spricht zu determinirt — diese, oder keine.

Lenz. Ehrwürdiger Mann, Sie vermögen ia Alles über ihn. Es fehlte seither nur noch daran, daß er sich Ihnen entdeckte. Nun sind Sie auch in dieser für uns Alle so wichtigen Angelegenheit sein Vertrauter geworden; so nehmen Sie doch ia keinen Anstand, seinem Herzen ie eher ie lieber eine andere Richtung zu geben.

Wilhelmi. Noch wenigstens, Freund, ist es zu früh. Noch müssen wir ihn mit Hofnung hinhalten.

Lenz. Wie ist er denn iezt?

Wilhelmi. Unruhig war er; bis zum Aengstigen für mich unruhig. Ich habe ihm gerathen, den Gedanken festzuhalten, daß sie für ihn nicht verschwunden sein solle. Seitdem ist er etwas ruhiger.

Lenz. Also — er ist völlig bei sich?

Wilhelmi. Ja; eigentliche Gedankenverwirrung habe ich noch nicht an ihm bemerkt. Still, in sich gekehrt ist er wohl oft.

Lenz. O so versäumen sie um so mehr keinen Tag dazu. Nicht — noch ist es zu früh — sondern — noch ist es Zeit. Solche Patienten kenne ich. Es bleibt bei dem

Zustande, worin er iezt ist, nicht, sobald er auf seiner Idee beharret. Der nächstfolgende sind Gedankenverwirrungen, die aber noch überhingehen. Diese halten nach und nach länger an; endlich werden sie permanent. Eilen Sie; eilen Sie — es ist sonst einst zu spät — denken Sie an mich.

Wilhelmi. Ich zittere vor der Stunde, wo ich ihm alle Hofnung benehmen, auch die Hofnung benehmen soll, die ich ihm selbst gemacht. Ich muß gestehen; ich bauete viel auf den Plan mit dem Kammeriunker L. zu S..

Lenz. So haben Sie ia gleich die beste Einleitung zur Sache, weim Sie ihm dis sagen und hinzusetzen, daß dieser nun gestorben sei.

Wilhelmi. Man muß ihm wenigstens Zeit lassen. Hofnung noch immer hält ihn; nehme ich ihm diese einzige Stütze, so — —

Lenz. Wackerer Minister, das ist eine blosse Palliatifkur. Endlich mus er ia doch erfaren, daß ihn die Hofnung täusche. Was alsdann?

Wilhelmi. So geschieht das, was dann geschiehet, doch iezt noch nicht. Und — ich halte auch viel auf das interim aliquid fit.

Lenz. Ich sehe hier nur gar kein aliquid, das kommen und helfen können soll. Die Palliatifkur wird also zuletzt zur völligen Inkurabilität führen. Jetzt hat er vieleicht noch Kraft, den Gedanken zu ertragen, daß ihn seine Hofnung getäuscht; hernach wird er gewis zu schwach dazu sein. Also — zur Operation, ehe der Brand dazu schlägt!

Wilhelmi. Ich kann sie kaum verrichten. Erst will ich wenigstens sehen, ob sie schlechterdings geschehen müsse. Man muß auch nicht zu rasch mit dem Operiren sein.

Lenz ward bei Hofe gemeldet. Der Fürst nahm ihn sehr gnädig auf und fragte ihn blos nochmals, ob er die Komtesse damals im Wohnorte ihrer Mutter wirklich gesehen habe, und ob sie noch so schön sei. Als beides von ihm beiahet worden, fiel über den ganzen gehabten Auftrag kein Wort weiter. Lenz muste sofort die Geschäfte, welche Wilhelmi seither gehabt, besorgen, und Wilhelmi ward aufgefordert, seinen Plan Amaliens wegen binnen vier und zwanzig Stunden mitzutheilen.

Der Minister gehorchte noch vor der Zeit und erzählte dem Fürsten zuförderst den mit dem Kammerjunker L. zu S.. gehabten Plan, der ihm

sehr ausführbar geschienen, nun aber durch den Tod desselben gescheitert sei. Gustaf erhub traurig die Arme über den Kopf. Wilhelmi fuhr fort und theilte den neuen Plan mit, welchen er nun mit der Mutter der Komtesse vorhabe, zu der er in eigener Person zu reisen erbötig sei. Gustaf schlug für Freude in die Hände, und gab ihm, da er von dem ärmlichen Zustande hörte, worin die Verwandten der Gräfin lebten, unbegrenzte Vollmacht, ihr iede nöthige und zweckdienliche Versprechung deshalb zu thun. „Reisen Sie; reisen Sie in dieser Nacht noch, schlos er, und bringen Sie gute Antwort zurück. Sie sind der Mann, der Alles kann; meine letzte, aber auch meine ganze Hofnung ist nun auf Sie gesetzt. Sagen Sie der alten Gräfin, sie solle thun, als wenn ihre Tochter Josephine hiesse und nach Egipten zöge; alle ihre Verwandten könnten ihr nachziehen und im Lande Gosen bei mir wohnen.“

Der Enthusiasmus, mit dem er so sprach, schütterte den Minister heftig. Der Fürst that nicht anders, als wenn er Amalien schon hätte. „Wenn Sie wiederkommen, rief er ihm noch nach, dann ist Alles gut. Unterdessen will ich arbeiten mit Lenz, daß Sie sich

darüber verwundern sollen.“ Lenz, als er von der neuen Gesandtschaft hörte, schüttelte im voraus sein Haupt dazu.

Gustaf ward vom folgenden Tage an so thätig, wie ihn Lenz nur ie gesehen hatte. Ein Zufall bestimmte dismahl die Richtung seiner Thätigkeit. Der langwierigsten Processe einer gelangte auf eine sonderbare Weise zur Finalsentenz an ihn. Die Partheien selbst, des Streitens müde, hatten, ohne ihre Rechtskonsulenten deshalb um Rath zu fragen, und um den unabsehlichen Fortgang der Sache zu hemmen, sich unmittelbar an ihn gewendet, ihn um sein eignes Urtheil gebeten, und sich diesem zu submittiren versprochen. Gustaf fand sich dadurch sehr geschmeichelt. Er sah den ungewöhnlichen Schritt als einen Beweis des unbegrenzten Zutrauens an, das man auf ihn setze, und wollte dieses nun auch verdienen. Er lies sich die sämtlichen Akten bringen und studirte sie erst selbst.

Wie erstaunte er aber, als er gewahr ward, daß es in seinem Lande noch Gerichte gebe, wo die Justitz auf das unverantwortlichste gehandhabt werde! Statt, daß die

Streitsache durch den Gang des Processes hätte entwickelt werden sollen, war sie vielmehr durch ihn noch immer verwirrter geworden. Der Richter hatte in den Vergleichsterminen offenbar seine Schuldigkeit nicht gethan. Die Sachwalter hatten aus einer Klage drei gemacht. Hundert Eide waren geschworen worden, und aus den beigelegten Liquidationen erhellte, daß die Kosten schon den Werth des Gegenstandes überstiegen. Gustaf lies den Richter vor sich kommen und redete ihn hart darüber an. Dieser entschuldigte sich damit, daß er nicht lange erst im Amte, und daß mithin Alles in der Sache Versehene Sünde seines Vorfaren sei. Lenz muste die Akten nun auch durchgehen und darüber referiren. Nach der Relation ward der Fürst noch aufgebrachter über die in einem Winkel seines Landes verübte Justizplackerei. Er lies die Partheien ins Kabinet bescheiden und, statt eine Sentenz zu fällen, schlug er ihnen einen Vergleich vor, den sie auf der Stelle annahmen.

„Ich rechne mir es gar nicht zur Ehre an, sprach er hernach zu Lenz, daß ich die Leute, welche so lange sich geklagt hatten, binnen fünf Minuten zum Vergleich gebracht habe. Da sie bei meiner Sentenz sogar sich zu beru-

higen versprachen: so war es natürlich, daß sie sich auch bei meinem Vorschlage zur gütlichen Auseinanderkunft beruhigen würden. Allein — wie könnte ich solche Gerichtsakten mir haben vorlegen lassen, ohne nun Alles Mögliche zu thun, daß dergleichen mir nimmermehr wieder vor Augen kommen? Also hat denn auch dieses Böse, welches mein Grosvater mit der Wurzel ausgerottet zu haben glaubte, unter meiner Mutter Regierung wieder hier und da heillose Sprossen getrieben. Auch in Gerichten hat man das Adelguldische Sistem, die Nation zu pressen, annehmlich gefunden. Ich will, daß von nun an alle Klagen, Streitigkeiten und Processe so kurz abgethan werden, als möglich; versteht sich iedoch, daß die Sachen allemahl erst in ihr gehöriges Licht dabei gestellt werden sollen. Schon die lange Erbitterung der Gemüther gegen einander durch Verschleifung der Processe empört mich; die abscheuliche Injustiz, der Gerichtswucher, aber noch weit mehr. Ich glaube in der That nun, daß die Leute den außerordentlichen Weg an mich auch darum eingeschlagen haben, daß ich den unheiligen Gang der heiligen Justiz in manchen Gerichten meines Landes besser kennen lernen möchte,

und ich bin ihnen dafür fürstlichen Dank schuldig. Es ist doch etwas ganz Abscheuliches — Klagen und klagen, und nicht nur kein Ende davon, sondern auch kein Absehen des Endes; Vergleichstermine und kein Vergleich; Sentenzen zwar wohl, aber von der Art, daß beide Theile dagegen leutern müssen; und Kosten über Kosten, und — eine Menge von Eiden, daß man davor erbeben mus. Ob denn die Richter gar nichts weiter wissen, als schwören zu lassen? Geben sie mir Rath — wie mache ichs, daß dergleichen Justizunfug in Zukunft in meinem ganzen Lande weiter nicht möglich sei?

Lenz. Zu machen, gnädigster Herr, ist Alles. Die Bestimmung des Richters ist, dem Hader, der vor ihn gebracht wird, ein Ende zu schaffen. So soll er sich so vollkommen von dem Hader unterrichten, als wenns sein eigner wäre. Alsdann mus er der Parthei, welche Unrecht hat, ihr Unrecht begreiflich machen; er mus sie auf Vorstellungen leiten, auf die sie aus sich selbst nicht kommt, und sie andere, auf die sie zwar kam, die sie aber nicht gehörig erwog, besser beherzigen lehren. Der Gegenparthei, auf deren Seite das Recht ist, mus er auch die Billigkeit

empfehlen. Hilft dis Alles nichts, zu wiederholten mahlen nichts; so thut er an Fürstens Statt den Ausspruch. Wollen sich die Haderer bei dem Ausspruche nicht begnügen, so wenden sie sich damit an den Fürsten; bestätigt ihn dieser, so müssen sie sich dabei begnügen. Dis ist in kurzem der natürliche Gang, welchen die Justitzpflege in einer bürgerlichen Verfassung zu nehmen hat. Da ists nun gleich schlimm, daß mancher Richter nicht eher an die vorwaltende Sache denkt, als bis er im angesetzten Termine zwischen den Partheien den Richterstuhl betritt. Er überlässet alsdann die Sache den Advokaten beider Theile, die oft ihren Vortheil dabei finden, die Leute gegen einander zu erbittern, damit sie desto länger ihnen dienen können. Er schweigt zu diesem Rabbulistenunwesen, weil er ebenfals, ie länger die Sache dauert, desto mehr Gebühren davon hat. Die Eide selbst bringen schönes Geld ein; ie mehr also, desto besser.

Fürst. Die gerichtlichen Eide will ich ganz abgeschaft wissen. Ich habe das erste Beispiel gegeben und beim Antritte meiner Regirung weder mein Volk, noch meine Dienerschaft, schwören lassen.

Lenz.

Lenz. Ganz — gnädigster Herr, das dürfte, so lange die Menschen so sind, wie sie sind, nicht möglich sein. Der grösseste Theil der gerichtlichen Eide könnte aber allerdings wegfallen. Um Kleinigkeiten willen müste durchaus nicht geschworen werden, und bei wichtigen Gegenständen nur im äuserstem Nothfalle. Richter, die hiergegen handelten, müsten auf der Stelle strafbar sein. Eine mit Ernst und Eifer versuchte Aussöhnung kann allein oft zehen Eide unnöthig machen. Uebrigens müssen die Richter die Akten recht studiren und sich auf Menschen und Fragen an Menschen verstehen, so werden sie grösstentheils ohne Eid erfaren, was sie wissen müssen. Aber — hieran fehlts leider zuweilen und mancher Richter kann vor Spielen nicht an die Akten kommen und kann künstlicher am Lombertische fragen, als an der Gerichtsstäte.

Fürst. Wird denn immer noch so gespielt? Hat denn mein Beispiel nichts gewirkt?

Lenz. O Ja, gnädigster Herr; aber Alles nicht. Die Leidenschaft ist bei manchem Ihrer Diener zu tief eingewurzelt, als daß sie mit Güte absterben sollte. Und darüber leiden nicht nur die Familien, sondern auch offenbar die öffentlichen Sachen.

Fürst. Nun, so soll publicirt werden, daß kein Spieler in Zukunft auf Dienste bei mir zu rechnen habe, und daß jeder Diener, der Spieler ist und nicht sogleich aufhört, es zu sein, ohne Weiteres kassirt werden solle.

Lenz. Ich halte dis selbst für das Beste. Besonders ist es bei Gerichtspersonen äuserst nöthig. Kann wohl der tägliche Genus eines Vergnügens, welches immer ein kindisches Vergnügen ist und bleibt, der männlichen Stimmung, die doch ein Richter haben soll, zuträglich sein? Und — dis ist noch das Wenigste! Der Richter versplittert offenbar am Spieltische die Zeit, welche er zu gehöriger Erkenntnis der vorwaltenden Gerichtshändel braucht. Er macht sich den Kopf wüste, beschäftigt seine Fantasie durch das Spiel so, daß er in Gedanken auf dem Richtstuhle spielt, und, hat er Abends vorher tief bis in die Nacht hinein gespielt und viel verlohren, so hat er weder Kraft noch Lust dazu, sichs angelegen sein zu lassen, einen Vergleich zu Stande zu bringen! Das Verbot des Spielens für alle Richter ohne Unterschied wird also gewis äuserstnützlich sein. Dann würde ich aber auch den Vorschlag thun, jeden Richter, der sich durch Eifer und Kunst zu vergleichen

besonders hervorthut, vor Andern besonders auszuzeichnen.

Fürst. Schön! Schön! dis soll von nun an Jedem die nächste Anwartschaft auf höhere und einträglichere Justitzstellen geben.

Lenz. Wenn aber das Vergleichen den Richtern öfter gelingen soll, so müssen die Advokaten nicht mehr so freien Spielraum dabei haben. Was sonst drei gute Richter aufbauen, das reisst ein böser Advokat wieder nieder. Solcher Familienruheräuber giebts auch noch in Ihrem Lande, gnädigster Herr! Nicht genug, daß sie jeden aufgebrachten Thoren, der zu ihnen kommt, in seiner Thorheit noch bestärken; auch in den Häusern schleichen sie umher und hetzen Bürger gegen Bürger erst auf.

Fürst. Nennen Sie mir hernach die, welche Sie kennen; das Raubhandwerk soll ihnen sogleich gelegt werden.

Lenz. Gewis ists, von drei Klagen, die eingegeben werden sollen, käme nur eine wirklich vors Gericht, wenn jeder Advokat ein rechtschaffener Mann wäre; so aber wird den Rechtsunkundigen Bürgern, und besonders den Bauern, wenn sie auch das gröffeste Unrecht haben, von ihren Konsulenten oft vorgespie-

gelt, daß sie Recht hätten, oder daß wenigstens durch Kunst und Kniffe ihr Unrecht in Recht verwandelt werden solle. Und — von zehen Vergleichen gelängen neun, statt daß ietzt Einer kaum gelingt, wenn die Klienten nicht von ihren Sachwaltern gegen die dringendsten Vorstellungen der bravsten Richter schon in voraus abgehärtet und abgestumpft würden.

Fürst. Wie zerstören wir den Advokatenunfug?

Lenz. Ein sehr zweckmässiges Mittel dazu würde es schon sein, wenn alle Gerichtssporteln aufhörten. Auch der unedelste Richter würde alsdann ieder Verzögerung der Sachen steuern, weil er davon nichts, als nur mehr Arbeit, hätte; mithin würde auch unrechtschaffenen Advokaten in Gerichten wenigstens nicht mehr so durch die Finger gesehen werden, wenn sie offenbar die Gemüther gegen einander aufhetzen. Freigebigster Fürst, Sie haben neuerlich Ihre Diener so gesetzt, daß Sie, auch wenn sie Richter sind, ohne alle Sporteln standesmässig leben können. Die Männer, welche in den Kanzleien arbeiten, dürften nur eine Zulage bekommen; so hätte mit dem Sportelwesen auch viel anderes Justizunwesen ein Ende.

Fürst. Das will ich gern thun. Mein Volk ist ia liberal genug gegen mich gewesen; so will ich ihm auch unentgeldliche Justiz verschaffen.

Lenz. Diese sollte schon der Unproportion zwischen Reichen und Armen wegen in der ganzen Welt eigentlich sein. Man pflegt zwar dagegen einzuwenden, daß wenn Klagen kein Geld mehr kostete, Jedermann klagen würde; aber dafür gibts andere Mittel.

Fürst. Auch kann ich es gar nicht leiden, wenn man von meinem Volke immer das Schlimmste zuerst denkt.

Lenz. Damit wäre dann aber doch noch nicht dem ganzen Unwesen der Rabbulisten gesteuert. Ich hielte es für gut, daß die Advokaten überhaupt nur auf eine gewisse Zahl eingeschränkt würden. Die Zahl selbst wäre nach den Gerichten und nach der Grösse der Gerichte zu bestimmen. In iedem Gerichte müsten nur gewisse Advokaten prakticiren dürfen, und die Richter müsten sie selbst den Partheien zuordnen. Nach einer mässigen Taxe müsten sie von ihren Klienten in Gegenwart des Richters bezahlt werden, und wer überwiesen würde, daß er ausserdem etwas gefordert, dem würde die Praxis gelegt. Die,

welche sich am bravsten unter ihnen machten, könnten zugleich Hofnung erhalten, am ersten in Aemtern angestellt zu werden. So gnädigster Herr, glaube ich, hätte das ganze Justitzunwesen, wo dergleichen in Ihrem Lande noch getrieben wird, ein Ende und die Gerechtigkeitspflege müste in kurzem überall ein ehrwürdigeres Ansehen gewinnen.

Fürst. O lassen Sie uns gleich Alles dazu reguliren! Ich will treulich helfen, was ich kann. Was wird mein Minister sagen, wenn er zurückkommt? Er und ich haben über den Gegenstand gleich anfangs gesprochen; aber freilich — daß es so abscheuliche Akten in einer meiner Amtsstuben gäbe, haben wir Beide uns nicht träumen lassen. Sehen Sie, lieber Rath Lenz, so waren Sie dazu bestimmt, Allen, was er schon für das Wohl meines Volks gethan hat, noch die Krone aufzusetzen. Geschwind, geschwind darüber her! Wir wollen eilen, daß wir fertig werden, ehe er noch wiederkommt.

Lenz entwarf alles zur Justitzreform Gehörige; der Fürst setzte hier und da noch Etwas dazu. Ein Paar Sekretäre musten ins Reine schreiben; der Fürst unterschrieb seinen Nahmen mit lebhafter Freude So mit äuserster Thä-

tigkeit betrieben, stand die Sache in Kurzem da, und als Wilhelmi zurückkam, fing sie schon an in ihrem neuen Gleise zu gehen.

Hallo der Zweite hörte davon, ehe er noch die Grenze betrat. „Herrlich, herrlich, dachte er; aber Spannung, Spannung, die so, wie du kommst, sich in Erschlaffung verwandelu wird.“ Lenz, bei dem er vorfur, überschüttete ihn sogleich mit der vaterländischen Neuigkeit. Herrlich, herrlich, sprach er auch zu diesem; aber Spannung, nichts, als Spannung, die meine Abreise schuf, und die meine Heimkehr wieder vernichtet. Ich habe die vergeblichste aller Reisen gemacht, die aber auch zugleich das ganze Reisewesen in dieser Angelegenheit beschliessen wird.

Lenz. Das dacht' ich doch wohl.

Wilhelmi. Als ich hinkam, hies es, das ganze Schlos sei voll Fremder, die Gräfin aber befinde sich unpas. Auf nähere Erkundigung erfur ich, daß ihre ganze Familie aus S. . bei ihr sei. Da fing ich an zu ahnden. Ich trat in Ihre Fustapfen, lieber Rath, und wendete mich an den Sekretär. Dieser, als ich mich ihm entdeckte, bat mich um Alles, mich sogleich zu ent-

fernen, weil ich dort nicht sicher sei, und wollte mit der Sprache nicht weiter heraus, als blos, daß seine Prinzipalin das Unglück gehabt, ihren Verstand zu verliehren. Als ich ihm aber die Versicherung gab, wenn dort für ihn Feierabend würde, ihn hier in Dienste zu bringen, ward er offen und erzählte mir Alles, was er wuste und worüber Sie erstaunen werden.

Lenz. Ich wollte es nun fast errathen.

Wilhelmi. Ihre Geschichte mit dem Kammerjunker L. hat zu S. . gewaltigen Lerm gemacht. Er selbst hat noch vier und zwanzig Stunden gelebt und ausgesagt, daß er sich mit dem fremden Kaufmanne schlagen müssen, der bei ihm hätte arretirt werden sollen. Alle Thore sind darauf geschlossen und alle Gasthöfe visitirt worden. Ihr Wirth ist drei Tage in Arrest gewesen, um zu bekennen, wer bei ihm logirt habe, und, als er dabei beharret, daß er dis nicht wisse, hat er seine Unwissenheit beschwören müssen. Man hat Ihre zurückgelassenen Sachen durchsucht, und, als man auch hierdurch nicht mehr Licht über Sie bekommen, hat man den Kammerjunker in den Zeitungen an den Folgen eines Schlagflusses sterben lassen.

Lenz. Dis Alles habe ich in der That erwartet. Mein Glück, daß ich mich auf keine Weise zu erkennen gegeben.

Wilhelmi. Adelgulde aber, derentwegen Sie haben arretirt werden sollen, weil sie Sie sehen wollte, ——

Lenz. Natürlich! Sie hat aber die Sache nicht klug genug angefangen. Oft hab' ich schon gedacht, wie mir geworden sein würde, wenn sie, als ich mich bei dem Kammerjunker befand, ins Zimmer getreten wäre. Das sollte erst einen schönen Auftritt gegeben haben.

Wilhelmi. Adelgulde, wollte ich sagen, ist dabei beharret, daß der entwichene Fremde ein hiesiger Emissair gewesen sei, und hat der Fürstin zu S.. eingeredet, daß die alte Gräfin mit dahinter stecke. Darauf ist dieser der Hof verboten und allen ihren Verwandten das Thor gewiesen worden.

Lenz. Das geht mir äuserst nahe. Diese leiden Allerseits unschuldig.

Wilhelmi. Ueber die plötzliche Ankunft der Flüchtlinge — denn sie haben Alle nicht weiter gewust, wohin — und über die Nachricht von ihrer eigenen Verbannung aus S.. zugleich, ist der alten Gräfin der Kopf wirre geworden. Der letzte Schlag aber fehlte ihr

noch. Sie empfing einen Brief von ihrer Tochter, worin sich diese beklagte, daß sie gar nicht wisse, was sie begangen und wodurch sie ein solches Schicksal verdient habe. Man habe sie erst von Ort zu Ort gebracht, und nun behandle man sie gar als eine Gefangene, so, daß sie nicht einmahl wisse, wo sie ietzt eigentlich sei. Sie werde aber diese Begegnung nicht lange mehr ertragen, und nehme hiermit von ihrer Mutter auf diese Welt Abschied. Dieser Brief hat die alte Gräfin vollends von Sinnen gebracht; der Sekretär zeigte ihn mir. Das ist iedoch noch nicht Alles; das Allerneueste kommt noch. Indem ich abreisen wollte, ward von S.. aus Amaliens Todtenschein an die Mutter geschickt; aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie also Gift genommen.

Lenz. Im Ernst — das glauben Sie? Haben Sie den Todtenschein gesehen?

Wilhelmi. Was noch mehr ist, ich habe ihn abgeschrieben. Der Sekretär zeigte ihn mir und behielt ihn hernach an sich, weil mit der Mutter gar nicht zu reden ist. Da — lesen Sie ihn.

Lenz, als er ihn gelesen. In optima forma — das ist wahr. Auch wissen wir doch nun wenigstens, wo sie gestorben sein

soll. Es ist ziemlich weit, und der Pater Aussteller gefällt mir. Hören Sie — wenn sie todt ist, will ich sterben.

Wilhelmi. Sie mögen Recht haben. Aber — was nun zu thun? Nun ist sie wohl auf immer für unsern Herrn verlohren.

Lenz. Das war sie so schon. Adelgulde ist gut dafür. Ja, ich kann Ihnen noch mehr sagen; diese zieht schon Erkundigungen ein, wie die Sache auf ihren Sohn wirke. Das ist ein ruchloses Fürstenweib. Ich glaube, sie sähe das Abscheulichste, was uns begegnen könnte, gern, und wir hätten sie alsdann wieder hier, ehe wir's uns versähen.

Wilhelmi. Das fehlte uns noch. — Was sage ich aber dem Fürsten?

Lenz. Ich an Ihrer Stelle sagte ihm Alles. Wenigstens werden Sie ihm nun doch wohl keine Hofnung weiter übrig lassen? Minister, bei Allem, was uns beiden theuer ist — ich bitte Sie darum.

Wilhelmi. Freilich mus ich nun wohl aus einem andern Tone mit ihm sprechen. Daß aber die Komtesse todt sei, wage ich doch nicht ihm zu sagen.

Lenz. Warum nicht? Ich dächte vielmehr, dis sei das beste Mittel, ihn mit einem

mahle von ihrer Idee abzubringen. Wenn sie doch todt ist, kann er sich ja nicht noch mit ihr vermählen wollen.

Wilhelmi. So vermählt er sich im Reiche der Schatten mit ihr; denken Sie an mich. Hätten Sie das — diese, oder keine — von ihm gehört, wie ich, Sie würden meiner Meinung sein.

Lenz. Nein, ich glaube vielmehr, daß alsdann die Idee einer gewissen Prinzessin wieder in ihm rege werden werde, die er auf seinen Reisen kennen lernte, und die er, wie der Leibläger zu erzählen weis, sehr schätzte.

Wilhelmi. Was für eine ist das?

Lenz. Die Prinzessin zu Z.

Wilhelmi. Ei, das ist ein braver Hof. Mein Sohn hat mir viel von ihm geschrieben. Von daher wäre eine gute Landesmutter zu erwarten. Gott, wenn wir das machen könnten!

Lenz. Darum sagen Sie ihm auf der Stelle Alles und warten ab, was es wirke. Ich glaube, es geht gut. Es wirke aber, was es wolle, so kann es doch nichts schlimmeres wirken, als was am Ende doch erfolgt. Noch trägt er's; darauf wollte ich wetten.

Er ist so heiter und arbeitet so rasch mit, daß es eine Freude ist, es mitanzusehen.

Wilhelmi. Das ist blosse Spannung. Hat er noch nicht nach mir gefragt?

Lenz. Ja, seit einigen Tagen, stündlich. Zehenmahl habe ichs ihm schon vorrechnen müssen, wie viel Zeit man schlechterdings brauche, um hin und her zu reisen; und da ist er im Stande, nach der Uhr zu sehen und die Stunde zu bestimmen, in der Sie schon hätten wiederkommen können.

Wilhelmi. Nun — da haben wir's. Sie sollen ihn einmal morgen um neun Uhr sehen; nach acht Uhr will ich mit ihm sprechen. Gott verleihe mir Kraft dazu!

Lenz. Aber — was wollen Sie ihm denn eigentlich sagen?

Wilhelmi die Achseln zuckend. Ich möchte schier antworten — was der Geist mir eingeben wird.

Der Minister schlich um Mitternacht in sein Schlafzimmer, hatte erst eine lange geheime Unterredung mit dem Leibjäger und schlief hernach einige Stunden. Sobald der Fürst aufstand, ward er ihm als zurückgekom-

mener gemeldet. Gustaf hatte von dem Augenblick an keine Ruhe mehr, sondern ging in jeder Viertelstunde an sein Bette. Weil er ihn aber immer noch so fest schlafend fand, wollte er ihn nicht wecken. Zum letzten mahle hatte sich Wilhelmi gewendet, so, daß man ihm ins Gesicht sehen konnte.

„Er sieht so mürrisch aus; das hat wohl nichts Gutes zu bedeuten. Doch, es kann auch von der Reise sein, die ihn so angegriffen hat.“

Der treue Schläfer hatte die Minute bestimmt, in der ihn der Leibjäger wecken sollte. Er zog sich schnell an und eilte zum Fürsten; aber mit einem Herzen, das schier unter sich selbst erlag. Gustaf war eben im Begrif, ihn abermals zu besuchen, und empfing ihn mit offenen Armen.

„Nun, Helfer in aller Noth — wie lautets? Was für Nachricht? Sie sehen nicht recht freundlich aus. Doch gute — nicht wahr — gute?“

Wilhelmi. Wollte Gott, daß ich sie brächte!

Fürst, als wenn die Erde unter ihm bebte. Also nicht? Nicht? O Gott — o Gott!

Nun, so sagen Sie nur Alles gleich heraus, daß ich den ganzen Schlag gleich weg habe.

Wilhelmi. Sie ist nirgends zu erforschen, und die Mutter hat darüber den Verstand verlohren.

Der Fürst wendete sich und ging ans Fenster. Da faltete er bald die Hände; bald hub er sie gen Himmel. Die traurige Pantomime währete lange. Wilhelmi näherte sich ihm.

„Gnädigster, bester Herr, sind Sie nun im Stande, mich weiter zu hören? Hören Sie, ich bitte Sie flehentlich, einen Mann, der wenn er dadurch Ihren Wünschen Erfüllung schaffen könnte, gern auf der Stelle gleich auf sein Dasein resignirte.“

Fürst, sich umwendend. Also — sie ist nirgends zu finden?

Wilhelmi. Nein; auf den seither eingeschlagenen Wegen wenigstens nicht.

Fürst. Und die Mutter ist darüber von Sinnen?

Wilhelmi. Ja, leider!

Fürst. So brachte Mutterliebe schon um den Verstand. (greift sich vor die Stirn) du armer Kopf auch!

Wilhelmi, der allen Muth verliehrt, die Abschrift des Todtenscheins vorzuzeigen. Lassen

Sie mich das Letzte noch thun, das übrig ist. Vleleicht —

Fürst. Und was denn?

Wilhelmi. Die Gräfin soll ihre Tochter in allen Zeitungen citiren lassen, um sie noch einmahl zu sprechen. Ihr Sekertär wirds gewis besorgen; ich habe ihm vorläufig hiesige Dienste versichert.

Fürst. Er kann gleich angestellt werden.

Wilhelmi. So, wie die Komtesse alsdann erscheint, bringt er sie her.

Fürst. Wenn sie aber unter einem andern Nahmen lebt, wer wirds ihr sagen können, daß sie in den Zeitungen stehe?

Wilhelmi. Sie selbst wird es lesen und verstehen.

Fürst. Die Damen lesen keine Zeitungen.

Wilhelmi. O doch; hinter die Avertissements von Todesfällen und andern Familienvorgängen sind sie besonders her.

Fürst. Ach, das sind Alles Sachen, die mich nur hinhalten sollen. Hätte ich sie nur nie gesehen!

Wilhelmi, treuherzig. Wenn nun aber auch dis nichts hilft, so setze ich mein festes Vertrauen auf Sie, daß Sie der Unmöglichkeit nachgeben werden.

Fürst. Das heisst, daß ich einsehen werde, daß es um meine Ruhe auf immer geschehen sei.

Wilhelmi. Sie werden Ihre Ruhe wiederfinden; wiederfinden an einem andern Herzen, das ewig für Sie schlägt.

Fürst. Nein, lieber Minister, wenn ich diese nicht haben soll, dann nie Eine.

Wilhelmi. Ich darf Ihnen Alles sagen, das weis ich. Sie haben mir versprochen, mich zu hören, wenn ich mit Ehrfurcht spreche und rathe. Sie haben die Komtesse von R. doch wirklich nur einmahl und das auf kurze Zeit gesehen und gesprochen.

Fürst. Das ist recht gut; aber — diese darf man auch nur einmahl sehen und sich einige Stunden mit ihr unterhalten, so ists genug.

Wilhelmi. Ich meine damit nur, daß die Eindrücke, welche selbige auf Sie gemacht, als so schnell gemachte, auch mit der Zeit wieder erlöschen werden.

Fürst. Das ist unmöglich, lieber Minister. Es gibt warlich Menschen, die durch eine Stunde Umgangs unser Herz auf immer weg haben und sofort unauslöschliche Eindrücke auf uns zurücklassen. So viel Schönes, Gutes und Grosses beisammen braucht nicht erst zergliedert zu werden, um zu entzücken. Die

Totalempfindung desselben reisst hin, auf ewig hin. So ist mir's gegangen.

Wilhelmi. Sie haben ihr damals doch Ihre Liebe nicht erklärt.

Fürst. Förmlich hab ichs freilich nicht gethan. Ich hätt's aber nur thun sollen; ich hätte sie als meine Braut gleich einführen und sie hier behalten sollen.

Wilhelmi. So können Sie auch in der That nicht mit Gewisheit wissen, ob Sie auf ihre Gegenliebe zu rechnen haben.

Fürst. Glauben sie nicht, daß ich mich bei einer Herzensangelegenheit als Fürst fühle und etwa blos voraussetze, mein Stand berechtige mich schon zu der Hofnung, daß sie meine Hand nicht ausschlagen werde. Ich habe aber gute Augen.

Wilhelmi. Sie mus sogar von Ihrer Liebe nicht einmahl etwas ahnden; denn sie hat der Mutter geschrieben, sie wisse gar nicht, warum man sie erst von Ort zu Ort gebracht und nun gar als eine Gefangene halte, so, daß sie nicht einmahl wisse, wo sie sei.

Fürst, von neuem heftig bestürzt. Als eine Gefangene? Gott — die Arme! Und doch soll sie in den Zeitungen citirt werden?

Wilhelmi. Ich rechne da viel auf günstigen Zufall.

Fürst. Ich nicht. — Was noch mehr ist, die Mutter wird ihr doch wohl gewis gesagt haben, was ich ihr durch Lenz geschrieben.

Wilhelmi. Das glaub' ich nicht. Der Erfolg der Sache widerspricht. Erwägen Sie auch einmahl dis — Sie machen die Leidende auf der Stelle wieder frei, sobald es heisst, daß Sie sich vermählt haben.

Fürst. Ich mich nun vermählen? Daran ist nicht weiter zu denken.

Wilhelmi. Davon können sie sich nicht dispensiren, spricht Hallo der Erste durch mich. Das Vaterland legt Ihnen von nun an dis als die heiligste ihrer Pflichten auf. Bedenken Sie — Sie sind der Letzte Ihres Stammes. Ihre brave Nation wird nicht eher ruhig, bis sie Succession sieht. Sie selbst können nicht eher ruhig werden; und alle Ihre noch so wohlthätigen und beglückenden Anstalten sind blosse vorübergehende schöne Phänomene ohnedis.

Fürst. Ach — ich liebe mein Volk über Alles, und der Gedanke an seine Lage nun, wie an die meinige, zerreisst mir das Herz. Aber ich bitte Sie, was für eine Vermählung gäbe das nun? Ich kann keine andere lieben,

als Amalien. Ich vermählte mich also mit einer Person, die ich nicht liebte; ich machte diese unglücklich — wäre das recht? Und dann — Kinder zeugen mit einer Person, die man nicht liebt — das wäre ein opus operatum, wogegen sich iedes meiner Gefühle sträubt. Amalie leidet für mich, und weis sie dis nicht, so weis ichs doch; so will ich auch für sie leiden. Nichts soll uns scheiden. Ihr Eindruck auf mich ist einmahl unauslöschlich.

Wilhelmi. Das wird er nicht sein, wenn Sie sich nur selbst zu Hülfe kommen wollen.

Fürst. Das will ich eben nicht. Und — wodurch auch?

Wilhelmi. Dadurch, daß ähnliche Eindrücke von einer andern Seite auf Sie gemacht werden.

Fürst. Das soll nicht sein, ist auch platterdings unmöglich.

Wilhelmi. Sie sind ia gereiset und haben gewis manche edle Fürstentochter kennen gelernt.

Fürst. O ia. Z. E. die Prinzessin von Z.

Wilhelmi. Nun, ich bitte Sie, das ist ia ein treffliches Haus. Wie glücklich wäre das Land, wenn es von daher eine Mutter bekäme!

Fürst. Das will ich gern glauben. Sie machte auch Eindrücke auf mich; die aber alle weg waren, sobald ich die Komtesse gesehen.

Wilhelmi. Vielleicht, wenn Sie sie wiedersähen, erneuerten sich die Eindrücke, und, wenn Sie dann der Komtesse wegen die Unmöglichkeit hinzudächten, so — —

Fürst. Nein, meine Amalie soll nun ewig im Besitze meines Herzens bleiben; es mag mir darüber gehen, wie Gott will.

Wilhelmi. Das arme — arme Vaterland!

Fürst. Ja, es schreie Ach und Weh; aber nicht über mich, sondern — über meine Mutter!

Wilhelmi. Vielleicht, daß sie doch nur aus gewöhnlichen Standesbegriffen bei der Sache handelt.

Fürst. Nein, es ist dafür, daß ich nicht die Braut haben wollte, die sie mir gewählt.

Wilhelmi, dem nun die Noth Muth macht. Wie aber, wenn die Komtesse gar todt wäre?

Fürst, weit weniger betroffen, als Wilhelmi gedacht hatte. Todt? Auch das änderte nichts in meinem Plane. So bliebe ich ihr treu, bis eine bessere Welt uns doch vereinigte. — Wie kommen Sie auf den Gedanken? (als Wilhelmi ihm die Abschrift des

Todtenscheins gereicht und er sie gelesen) Und doch soll sie in den Zeitungen citirt werden?

Wilhelmi. Ich argwöhnte, daß das Dokument unächt sein könnte.

Fürst. Nein, nein; wir wollens für ächt annehmen. Amalie ist todt. (geht lange auf und nider) Ja, Amalie ist todt. Gut; so hat die Freude für diese Welt ein Ende. Lieber Minister, lassen Sie mich allein.

Dis war das erste Mahl, daß der Minister Befehl bekam, sich zu entfernen. Er ging in das Arbeitszimmer, wo Lenz schon in voller Thätigkeit war. Es ward stumm forterpedirt, und der Fürst kam nicht nach. Es schlug zehen Uhr, eilf Uhr; es war nahe an zwölf; der Fürst kam nicht.

Lenz, der sich für Wisbegier nicht länger halten kann. Ehrwürdiger Mann, Sie sprechen ia gar nicht. Wie ists denn abgelaufen?

Wilhelmi. Schlecht, glaub' ich. Ich wollte nicht davon anfangen, weil ich dachte, wir würden gestört werden. Wie ich aber sehe, warten wir heute umsonst auf ihn. Dis bestärkt mich in meinem Glauben.

Lenz. Was haben Sie ihm denn gesagt?

Wilhelmi. Alles. Er brachte mich selbst dazu; er blieb bei der Komtesse, und alle meine Vorstellungen und Bitten halfen nichts. So gab ich ihm die Abschrift des Todtenscheins.

Lenz. Bravo! Wie ward er da?

Wilhelmi. Warlich, wie ruhiger.

Lenz. Ruhiger? Sehen Sie, so hätte ich doch Recht, daß seine Vernunft nun das übrige thun werde.

Wilhelmi. Und ich — fürchte das Gegentheil. Er sagte, so wär's gut, und ich möchte ihn verlassen.

Es ward zur Tafel geblasen. Gustafs Stuhl blieb leer. Man habe ihn eben mit dem Leibjäger wegreuten gesehen, hies es. Nach der Tafel nahm Wilhelmi den Rath Lenz mit in sein Zimmer, wo ein Billet des Fürsten lag. Wilhelmi erbrachs schnell, las und sprach — da haben wirs. „Ich reise nach Gustafshöhe auf einige Zeit und befehle, daß Niemand eher dahin zu mir komme, bis ich ihn rufen lasse. Sachen, die meiner eigenhändigen Unterschrift bedürfen, können mir nachgeschickt werden.“

Lenz fand sich auch durch dieses Billet in seiner Meinung bestärkt, daß der Fürst sich besinnen würde, und hielt es für sehr gut, daß

er sich zu diesem Behufe in die ländliche Einsamkeit begeben habe. Die Natur, meinte er, würde da der Einsamkeit noch zu Hülfe kommen, und der Fürst würde da noch geschwinder geheilt werden, als irgendwoanders. Für Wilhelmi aber war und blieb der Vorgang ein Donnerschlag. Ich traue, sprach er, weder der Einsamkeit, noch der Natur, wenn die traurigen zu ihnen flüchten. Beide zusammen vollends — o weh! Der Hang zur Schwärmerei findet in ihrem Schosse zu sehr seine Nahrung. In ein sanftes Weltgeräusch, wie am Hofe zu Z. ist, würde ich meinen Herrn geführt haben, wenn er mich zum Führer gewählt hätte. Der Erfolg wird bald lehren, wer von uns Beiden Recht gehabt habe.

Die Geschäfte wurden nun ohne Fürst fortgesetzt; Wilhelmi aber arbeitete nicht mehr so gern, als sonst, ob ihm gleich Lenz immer den besten Muth zusprach. Das erste Packet der dem Fürsten nachgeschickten Sachen kam mit seinen Unterschriften zurück; das zweite blieb aussen; das dritte auch. Noch wuste man im Lande von Allem nichts; sondern es hies, der Fürst wolle sich auf Gustafshöhe eine Zeitlang von seinen Arbeiten erholen.

Nun sank dem Minister der Muth ganz, und auch Lenz fing an zu fürchten. Beide vereinigten sich sofort zu Ergreifung der ernsthaftesten Masregeln. Lenz bestand darauf, daß Wilhelmi ohne weiteren Aufschub sich zudrängen müsse. „Ich will nicht erwähnen, wie das, was unser Herr iezt thut, dem gerade widerspreche, was ich am Huldigungstage in seinen Namen der Nation vorlesen muste, daß er nehmlich von Jedem zu finden sein wolle; aber vor Ihnen kann er sich nicht verschliessen. Sie sind Minister; er mus Sie vor sich lassen, und Sie sind sonst der Nation für Alles, was geschieht, verantwortlich.“ Wilhelmi aber glaubte erst noch einen andern Versuch machen zu müssen und beschied den Kastellan zu sich. Der Kastellan erschien nicht. Man schickte ihm einen Strafbefehl; worauf er sich schriftlich mit der doppelten Ordre, die der Fürst, sobald er angekommen, gegeben, entschuldigte, daß schlechterdings Niemand, es komme, wer da wolle, auch der Minister nicht, vor ihn gelassen werden, und daß auch Keiner von seinen Leuten bei schwerer Strafe nach der Residenz reisen sollte. Uebrigens, setzte er hinzu, zittere er, wenn er nur an den Fürsten denke.

Als Wilhelmi sich hierauf in der äuserſten Verlegenheit befand, kam ihm der brave Leibjäger zu Hülfe. Dieſer ſchrieb ihm, daß er ihn, als Miniſter, nothwendig zu ſprechen habe. Er ſei zwar auf das heiligſte ſeinem Herrn verpflichtet; leider müſſe er aber nun das Stillſchweigen brechen, und wenns ihm den Kopf koſten ſollte. Nach der Reſidenz dürfe und könne er nicht; er wolle aber in der nächſten Nacht auf der Schäferei vor Guſtafshöhe ſein und da den Miniſter erwarten.

Wilhelmi und Lenz eilten zur beſtimmten Zeit an den beſtimmten Ort. Lenz muſte ſich verborgen halten; doch ſo, daß er Alles hören konnte. Gleich nach Mitternacht kam der Leibjäger an und ſah ganz zerſtört aus.

„Was macht mein Fürſt?“

Leibjäger. Ach — Gott ſoll mit uns ſein — das iſt ein trauriger Zuſtand; viel trauriger, als Sie ſichs denken können. Ich will Ihnen Alles erzählen; denn ich glaube, es nimmt einen ſchrecklichen Ausgang. Aber — ich breche eine mir heilige Pflicht, um eine noch heiligere zu erfüllen; laſſen Sie mich darunter nicht leiden!

„Da hat Er den Handſchlag von mir, rechtſchaffener Patriot, ich ſtehe Ihm mit

Ehre und Leben für Alles. Verheele Er mir nur nichts.

Leibjäger. Wie wir hier anlangten, wuste ich selbst nicht, was ich aus ihm machen sollte. Er schien weder traurig, noch vergnügt. Es war, als wenn er noch nicht wüste, was er sein wollte, und als wenn die sonderbare Stimmung erst der Uebergang zu seinem künftigen eigentlichen Gemüthzustande wäre. Sein erster Gang war in den Lustgarten. Da besah er alle Lauben und alle Boskets, als wenn er etwas suchte. Tags drauf nahm er Spaden und Schaufel und fing an in der grossen Rosenlaube einen Grabhügel aufzuwerfen. Ich bot ihm meine Hülfe an; er wies mich aber zurück und befohl, daß von nun an Niemand, sobald er im Garten wäre, in die Gegend der Rosenlaube kommen sollte. Ich belauschte ihn von der Zeit an über die Gartenmauer. Als er mit dem Grabhügel fertig war, bepflanzte er ihn mit Bluhmen. Dann lies er ein schwarzes Kreutz verfertigen, klebte ein grosses A daran und setzte es auf den Hügel. Täglich umwindet er nun das Kreutz mit neuen Bluhmenketten und ist früh und spät in der Laube.

„Warlich — so etwas habe ich mir gedacht. Wie ist aber sein Befinden dabei?“

Leibiäger. Er isst stark, trinkt aber wenig und schläft noch weniger. Wenn er nicht Opium nimmt, kann er kein Auge schliessen. Heute war der Tag wieder, wo er dergleichen nimmt, und darum wagte ichs, mich auf eine kurze Zeit zu entfernen. Ich habe mir das Herz genommen, ihn zu fragen, was ihm denn sei; er hat mir aber streng verboten, ie wieder darnach zu fragen.

„Wie ist er denn sonst? Sieht man ihm etwas an? Man merkt doch wohl nicht an ihm — —? (fasst sich vor die Stirn)“

Leibiäger. Ach ia wohl — Alles, Alles! Sie würden ihn kaum wiederkennen, wenn Sie ihn sähen; so hat er sich verändert. Dabei ist er ganz in sich gekehrt und spricht wenig. Beim ersten Packete, das er unerbrochen liegen lies, ward mir schon bange; beim zweiten noch banger. Nun aber ists ganz arg. Er kommt fast nicht mehr vom Hügel, umfasst bald das Kreutz, bald knieet er davor, spricht da bald mit sich selbst, bald mit Amalien, und das immer von iener Welt und vom baldigen Wiedersehen dort. Seit ehegestern stehts mit der Ordnung seiner Gedanken nicht mehr richtig, und, bleibt er noch

lange hier, so haben wir am Ende ein Kind zum Herrn.

„Ach hilf, hilf, barmherziger Gott!“

Leibiäger. Um acht Uhr wird er schon in der Rosenlaube sein. Wenn Sie da in der Gegend, wo ich die Steine auf einander gestellt habe, über die Mauer blicken wollen, so werden Sie ihn und Alles so sehen, wie ichs erzählt habe. — Ich habe nun gethan, was ich dem Lande schuldig war; es ist die höchste Zeit, daß ein Schritt von Belang geschehe. (sieht nach der Uhr) Ich mus fort.

Wilhelmi zu Lenz, als der Leibiäger fort war. Was sagen Sie nun?

Lenz, ausser sich. Ach leider haben sie nun Recht gehabt. Nun aber bleiben Sie auch hier und weichen nicht von dannen, bis Sie vor ihn gekommen sind.

Wilhelmi. Heute noch mus ich ihn sprechen; lassen Sie mich aber dabei meinen eigenen Gang gehen. Erst wollen wir uns nach dem Vorschlage des Leibiägers an die Gartenmauer verfügen und ihn sehen. Dann wollen wir schnell wieder nach Hause, und ich will mit dem Leibarzte sprechen. Dieser soll mir gleich heraus; es kann nun Alles nichts weiter helfen. Ein Dritter mus davon

wissen; denn einen Arzt mus ich mit zur Seite haben.

» Lenz. Der Meinung bin ich auch. Es können vieleicht Masregeln müssen getroffen werden, deren Nothwendigkeit oder Beschleunigung sogar von dem Urtheile eines einsichtvollen Arztes über seinen gegenwärtigen und künftigen Geisteszustand abhangt. Was sollen wir machen? die ganze Welt weis, daß der Fürst im Lande sei, und doch stocken die wichtigsten Sachen, weil es an seiner Unterschrift fehlt. Sie haben keine besondere Vollmacht dazu, und doch sollicitirt man schon darum.

Wilhelmi. Zu den Unterschriften will ich ihn wohl bewegen, wenn ich nur erst bei ihm bin; für seine eigene Person aber mus der Leibarzt sorgen. Das verstehe ich nicht.

Lenz. Da wollt' ich eben noch hinzusetzen, daß ich wenigstens vom Leibarzte abrathe. Ich traue ihm nicht. Er steht mit der Herzogin von . . in Verbindung; weiter brauche ich nichts zu sagen. Nehmen Sie lieber den iungen B. aus der Schweitz, den der Fürst auf seinen Reisen kennen lernte und nachkommen lies.

Wilhelmi. Das ist ein blosser Chirurgus.

Lenz. Nein, er ist Beides, und ist aus einer treflichen Schule. Auch kann ihn der

Fürst wohl leiden. Der Leibarzt ist ihm zu weitläuftig.

Wilhelmi. Und dann findet sich dieser beleidigt und kann uns noch gefährlicher werden.

Lenz. Sie werden der Sache schon eine Wendung zu geben wissen. Und — wärs auch, so ist hier aus zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Am gefährlichsten wären uns doch wohl ausführliche Relationen von dem Zustande des Fürsten an gewisse Behörden . . .

Wilhelmi. Ich will Ihrem Rathe folgen.

Gegen acht Uhr begaben sich der Minister und der Rath Lenz in die Gegend der Gartenmauer, wo die bezeichneten Steine lagen. Beide sahen hinüber und erblickten Grabhügel und Kreutz; der Fürst aber war noch nicht da. Nach einiger Zeit hörten sie ein Geräusch. Als sich dieses wieder verlohr, guckte Wilhelmi über die Mauer und sah den Fürsten schon knieend am Hügel mit dem Rücken gegen ihn. Lenz sah ihn auch so. Dann stand der Fürst auf und umwand das Kreutz mit frischen Bluhmenkertten. Beide entsetzten sich über seinen Anblick und fanden ihn sehr verfallen. Darauf hub er einen Monolog an, der, so viel man davon verstehen konnte, aus lauter überspannten Ideen ohne allem Zusammenhange

bestand. Wilhelmi wischte sich die Thränen ab und sprach zu Lenz — Nun habe ich genug gesehen und gehört; wir wollen elligst nach Hause.

Unterdessen war ein Brief von dem Sekretär der Gräfin von R. eingegangen. Dieser meldete dem Minister, daß er gar nicht wisse, was vorgehe. In der Nacht habe ein Kommando Dragoner aus S.. das Schlos ringsum besetzt und ihn aus dem Bette geholt. Vor dem Officier habe er ein scharfes Verhör darüber ausstehen müssen, was für Personen sich ietzt im Schlosse befänden, und ob seit kurzem Jemand angekommen sei. Als er das Letztere mit gutem Gewissen geleugnet und alle die Verwandten der Gräfin, welche bei ihr wären, genannt, sei das Schlos visitirt worden. Gleich nach der Visitation habe er Stubenarrest bekommen, und eine Niece der Gräfin, von der er in der That nicht gewust, daß sie Abends vorher noch angekommen, sei nach S.. abgeführt worden. Von einem Dragoner, der die Wache bei ihm gehabt, habe er erfaren, daß seit vier und zwanzig Stunden drei Estafetten zu S.. angekommen wären. Jetzt da er schriebe, sei er wieder frei, und die Niece

der

der Gräfin eben wieder zurückgekommen; das Dragonerkommando aber sei noch da und halte alle Zugänge des Schlosses besetzt. Eingepackt habe er schon und halte nun den Minister bei seinem Worte, ihm, wenn er zu ihm flüchten müste, Brod zu verschaffen.

Wilhelmi, als er den Brief gelesen, zu Lenz. Was ist das wieder?

Lenz. Daß der Todtenschein falsch gewesen ist, wie ich sagte. Sie kann nun Gelegenheit gefunden haben, sich zu befreien, und so wird man sie bei der Mutter zuerst vermuthet haben.

Wilhelmi. O so fiele wieder ein Strahl der Hofnung vom Himmel herab.

Lenz. Für mich nicht. Ja, wenn wir wüsten, wo sie wäre; oder wenn ihr der Fürst die geringste Erklärung an dem Abend gethan hätte, daß sie selbst Nachricht von sich gäbe. So aber schien sie ein entschlossenes Geschäpf zu sein, und ich glaube, ist sie frei, so geht sie in Mannskleidung in die weite Welt.

Wilhelmi. So wäre es nun wohl Zeit, den Einfall, welchen ich schon gehabt, auszuführen und sie durch die Zeitungen zu erforschen.

Lenz. Das müste wenigstens auf eine sehr listige Art angefangen werden, wenn sie

nicht von neuem in Gefar gesetzt werden sollte, ihre Freiheit zu verliehren. Lassen Sie uns noch einigen Anstand nehmen; ich glaube, daß wir bald etwas näheres darüber erfaren, daß sie noch lebe.

Jetzt trat der Hausverwalter von Thaldorf, mit Angstschweis bedeckt, herein und meldete, daß gestern ganz spät der Justizamtmann aus . . . mit militärischer Begleitung in den Hof gekommen sei und fürstlichen Befehl aufgezeigt habe, das ganze Haus zu visitiren. Er habe es nicht verwehren können und blos gefragt, was man suche; worauf er aber keine Antwort erhalten. Als man darauf vom Boden an bis zum Keller alles durchsucht, sei der Justizbeamte wieder abgezogen.

Wilhelmi ärgerte sich nicht wenig und entließ den Hausverwalter mit dem Bescheide, es sei nun einmahl geschehen, und er wolle sich deshalb bei dem dortigen Fürsten beschweren.

„Ist das nicht eine platte Behandlung, lieber Rath? Wenn ich auch kein Edelmann bin, so hätte man mir doch nicht so ins Haus fallen sollen, wie dem Kothsassen. Der Fürst begegnet mir auch sonst immer mit der ausgezeichnetesten Achtung. Inzwischen — wir

haben iezt wichtigere Dinge vor. Was mag aber auch dieses wieder bedeuten sollen? "

Lenz. Das verstehe ich auch nicht. Wenn man auch, da man sie bei der Mutter nicht fand, vorausgesetzt hätte, sie wisse von der Liebe des Fürsten zu ihr: so würde man doch wohl eher gedacht haben, daß sie gerade hieher, als daß sie nach Ihrem Gute gegangen sein werde.

Wilhelmi. Mich kennt sie ia auch gar nicht und weis noch weniger, daß Thaldorf mein ist.

Ein Bedienter kam und brachte ein Billet vom Leibarzte mit dem Zusatze, daß dieser ganz früh da gewesen sei und den Minister habe sprechen wollen. Der Leibarzt meldete, daß er auf einige Tage verreisen müssen; wozu er ohnehin iezt Zeit genug habe, da ihn der Fürst nicht mehr konsuliren zu wollen scheine.

Wilhelmi. Vortreflich! So bedarf es keiner Entschuldigung, daß wir den B. mitnehmen.

Lenz. Die Dinge hangen aber zusammen; denken Sie an mich.

Wiederum kam ein Bedienter und händigte dem Minister ein Schreiben von dem Fürsten zu . . ein, worin sich dieser über die urplötzliche

Visitation zu Thaldorf entschuldigte. Da auswärtige Requisition deshalb auf eine so dringende Art geschehen, schrieb er, und der Gutsbesitzer nicht anwesend sei, so habe allerdings etwas tumultarisch verfaren werden müssen. Die Ursache der geschehenen Haussuchung werde ihm wohl bekannt sein und er wolle ihn nicht weiter daran erinnern. Uebrigens versichere er ihm seine fortdauernde Freundschaft und bezeuge ihm sein ganzes Mitleiden.

„Das ist äuserstbrav von dem Herrn. Drum, ich konnte mir's gar nicht erklären, wie er mich so behandeln lassen könne. Meintwegen können sie zehenmahl visitiren. Aber was ist das, daß er mich bemitleidet? Nun werden mir alle die Dinge ganz unerklärbar; sie scheinen zusammenzuhangen und auch nicht zusammenzuhangen.“

Lenz. Ich bekenne ebenfals, daß ich keinen Vereinigungspunkt entdecke. — Lassen Sie uns Alles auf die Seite stellen und iezt für unsern Herrn sorgen!

Wilhelmi. Wenn B. kommt, bleiben Sie hier; wir drei machen nun gemeinschaftliche Sache. Mein Plan ist — ich gehe zum Fürsten und komme nicht wieder hieher. Ich weiche und wanke nicht von ihm. Sie müssen

einstweilig die Geschäfte besorgen und können auf Stunden zu mir kommen, so oft es nöthig ist, bis wir erst sehen, wohin es aus will.

Lenz. So ists schön. — Da wird B. kommen.

Wilhelmi zu B. Wissen Sie nicht, wohin der Leibarzt gereiset ist?

B. Wie ich vermuthe, zur Herzogin von . . Wenigstens ist in der Nacht eine Estafette von daher an ihn gekommen. Er selbst hat mir nichts gesagt; rufen lies er mich zwar, aber nur um mir einige Aufträge zu machen.

Lenz zu Wilhelmi. Nun — nicht wahr?

Wilhelmi. Ist denn die Herzogin krank?

B. Das kann ich nicht sagen, glaub's aber kaum. Unseres Fürsten Mutter soll ietzt bei ihr sein.

Lenz zu Wilhelmi. Nun erwägen Sie — wenn dis um einige Tage später geschah, und Sie hätten ihn heute mitgenommen . . .

B. Ich weis überhaupt nicht, was für ein Geforsche seit gestern und ehegestern nach dem Fürsten und nach seinem Befinden ist. Auch der Leibarzt fragte mich sehr bedeutend, ob ich nichts Neues von Gustafshöhe wisse. Ebenso wollte er auch gehört haben, daß auf das

schleunigste Zimmer für Damen hier zubereitet werden sollten.

Wilhelmi. Hören Sie, junger Mann, ich halte Sie für so brav, als Sie geschickt sind; können Sie schweigen?

B. Wie eine Bildsäule.

Wilhelmi. Und lassen sich auch nie zur Untreue gegen unsern Fürsten verleiten, es sei, wodurch es wolle?

B. Ein Mann für den die ganze Welt offen ist — ein Schweitzer, der ohnehin am liebsten im Vaterlande stirbt, lässet sich durch nichts dazu verleiten.

Wilhelmi. Wohlan dann; wir brauchen den dritten Mann, einen Arzt, und stehen nun alle drei für einen Mann. Alles, was der Eine von uns weis, müssen nun auch die übrigen wissen. Es betrift das ganze Heil dieses Landes — unsern Fürsten, den das grösseste Unglück zu bedrohen scheint. Ich will Sie kürzlich von der ganzen kämmerlichen Sache orientiren. (als er die Erzählung vollendet) Ich will nun gleich zu ihm hinaus und Sie müssen mit, es gehe uns, wie es wolle.

B., der während des Zuhörens immer tiefsinnender geworden war und zuletzt wie versteinert da stand. Das will ich von ganzem

Herzen thun; Alles will ich thun, was Sie wollen.

Wilhelmi. Was urtheilen Sie vorläufig über seinen Zustand?

B. Erst mus ich Ihn freilich sehen und beobachten. Soll ich aber nach ähnlichen Fällen, die ich gehabt, schliessen: so ist das Wiedersehen der Komtesse sein einziges Rettungsmittel. Und — aus dem Garten da und von Gustafshöhe überhaupt mus er weg; oder es ist an keine Kur zu denken. Uebrigens, ehrwürdiger Minister, prospiciren Sie sich bei Zeiten.

Wilhelmi. Wie meinen Sie das?

B. Daß Sie eilen, damit Sie allein, oder mit Mehrern, von ihm authorisirt werden, ganz und gar in seinem Nahmen zu handeln.

Lenz. Das ist mein Gedanke auch.

Wilhelmi. Ich glaube gar nicht, das er auf dergleichen Gegenstände mehr hört.

B. Es werden sich ia Augenblicke finden lassen, wo er bei sich ist. Das lassen Sie mich nur besorgen.

Wilhelmi und B. fuhren nach Gustafshöhe ab. Ihr erster Gang war an die Gartenmauer. Da sahen sie den Fürsten, wie er

lange Zeit mit tief in die Augen gedrücktem Hute und mit in einander geschlagenen Armen am Grabhügel stand. B. schüttelte den Kopf und ging abgeredeter massen in die Schenke. Wilhelmi aber begab sich aufs Schlos und befohl dem Kastellan, ihn zu melden.

Kastellan. Ach, Sie kommen wie ein Engel von Himmel; mit unserm Herrn ists rein aus. Aber melden darf ich Sie nicht.

Wilhelmi. Wo ist er?

Kastellan. Im Garten.

Wilhelmi. So gehe ich ihm dahin nach.

Kastellan. Das dürfen Sie auch nicht.

Wilhelmi. Das will ich doch sehen.

Kastellan. Ach ja, ja; thun Sie es. Nur sagen Sie nicht, daß ich davon weis.

Wilhelmi ging in den Garten.

Der Fürst knieete am Grabhügel. Wilhelmi schlich an ihn hin und knieete in einiger Entfernung hinter ihm auch nider. Hoch und immer höher klopfte dem Bidermanne das Herz. Endlich stand der Fürst auf, ging um den Hügel, erblickte ihn und fuhr heftig zusammen.

„Was? Wer hat Sie eingelassen?“

Wilhelmi, dem das Schrecken über den Anblick des Fürsten beinahe ebenso die Besinnungskraft nimmt, wie sie der Fürst ietzt durch seinen Anblick wieder bekam. Ich — mich — selbst.

„Ich habe aber befohlen, daß Niemand mir nachkommen solle.“

Wilhelmi, noch immer knieend. Hallo der Zweite wollte auch einmahl da beten, wo ietzt Gustaf der Zweite immer betet. Er hat gewis recht andächtig für Sie gebetet.

„Nun, weil Sie es sind! (geht an ihn und richtet ihn in die Höhe; kann seinen Blick nicht ertragen und legt den Kopf auf seine Schulter) O! — O!!“

Wilhelmi, der für Freude darüber, daß er seinen Herrn so gut findet, gleich noch einmahl niederknieen möchte. Ach Fürst mit dem edelsten Herzen, sehen Sie mich doch an! Ich bin ia der, an dem Ihre Augen sonst so gern verweilten. (hält ihn vor sich)

„Nun? (seine Augen bekommen ein wildes Feuer und fangen an zu rollen) Weg — weg! Allein will ich sein.“

Wilhelmi, alle seine Kräfte sammlend. So lange ich ihr Minister bin, weiche ich nun nicht wieder von Ihnen. Ein Befehl, Sie

zu verlassen, ist der Giftbecher, den Sie mir reichen.

„(sieht ihn wieder milder an) Ich habe alle die Leute nicht mehr lieb, die ich sonst lieb hatte.“

Wilhelmi, hinreissendherzlich. O ja — gewis noch. Ihr Herz ist zu gut.

„(mit gedämpfter Stimme) Ich habe nichts mehr in der Welt; ich mus in eine andere. (laut und heftig wieder) Gehen Sie, bis ich Sie rufen lasse.“

Wilhelmi, mit männlicher Wehmuth. Ists das, was Sie mir versprachen — daß ich nun gehen soll? Ists das, was Sie Ihrem braven Volke versprachen — daß Sie ihm nun Klagen machen, Seufzer auspressen wollen? .. Fürst und Herr, es darf kein Gegenstand sein, der Ihnen mehr zu Herzen gehe, als Ihr Volk. Jeden andern, der diesen verdrängen will, müssen Sie verdrängen, wenn sie der gute Fürst sein wollen, der Sie zu sein sogar in der Kirche feierlich angelobten. Kommen Sie auf Ihr Zimmer mit mir. Hier zerreissen Sie nur Ihr Herz, das — Ihrem Volke gehört.

„Nein, hier ists auf der ganzen Erde am besten. (von neuem heftig) Ich befehle Ihnen, zu gehen. (noch heftiger) Gehen Sie.“

Wilhelmi. Ich — gehe nicht; thun Sie mit mir, wie Sie wollen. Sie brauchen Beistand. Ein Böswicht wär' ich, wenn ich ginge.

„So gehe ich.“

Der Fürst ging schnell aus dem Garten aufs Schloß. Wilhelmi folgte ihm nach, und als er in den Vorsaal trat, hatte sich der Fürst mit dem Leibjäger schon eingeschlossen. Der Kastellan erzählte, der Herr wäre gleich ins Schlafkabinet gegangen und habe sich aufs Bette geworfen. B. ward gerufen. Dieser, als er die ganze Unterhaltung in der Rosenlaube gehört, schlos daraus, daß der Fürst durch die heftige Gemüthserschütterung vermuthlich einige helle Augenblicke bekommen habe, auf die nun wieder dunkle folgten. „In ihn stürmen, setzte er hinzu, wollen wir doch nicht. Lassen Sie uns die Nacht hier im Vorsaale bleiben und sehen, wie es wird.“

Noch vor Mitternacht hörte man starkes Geräusch. B. horchte an der Thür und vernahm die Worte des Leibjägers — Ich rufe Hülfe; ich rufe Hülfe. „Nun ists Zeit“ sprach er. Wilhelmi klopfte an und befohl dem Leibjäger aufzumachen; oder er lasse die Thür sprengen. Der Leibjäger machte auf.

Da lag der Fürst ohne alles Besinnen und unter heftigen Erstickungen; sein Gesicht war hochroth. Er habe den Zufall schon einmahl gehabt, berichtete der Leibiäger. B. beobachtete ihn einige Minuten, untersuchte den Puls und sprach zum Minister — hier mus eine Ader geöfnet werden; ich habe Alles bei mir.

Der Aderlas geschah sogleich. Das schwarze tobende Blut sprang hoch hervor; der Fürst schlug die Augen auf und warf wild die Blicke umher. Nach dem Aderlas seufzte er hochauf und kam zum Besinnen.

„Was ist mir geschehen?“

B. Was geschehen muste, gnädigster Herr.

„Ach da sind Sie ia, B. Was macht der Genfersee? Wie gehts? Mir gehts schlimm. (will ihm die Hand reichen und zieht sie wieder zurück) Aber — wer hat Ihnen das befohlen?“

B. Die Pflicht. Sehen Sie mich immer als den Mann an, der Ihnen iezt das Leben gerettet hat.

„Da haben Sie mir Wenig gerettet. Alle Adern lieber geöfnet und keine wieder zugemacht!“

B. So ist Ihr Leben doch uns und Ihrem Volke Viel, ia Alles. Und auch Ihnen wird es wieder Mehr werden; beruhigen Sie sich nur.

„Ich will allein sein. Es gehe Jeder, wohin er gehört, bis ich ihn rufen lasse.“

B. Vorher erlauben Sie nur, daß ich Ihnen einige Senfpflaster lege.

„Ich will keine Senfpflaster. Schlafen will ich. (drehet sich um)“

B. gab Wilhelmi einen Wink und Beide gingen in das Wohnzimmer des Fürsten zurück, wo sie die Nacht über blieben und rathschlagten.

B. Der Zufall kann noch einmahl kommen; indessen wollen wir diesem Uebel wohl abhelfen, wenn nur das Uebrige nicht wäre. Aber — von hier mus er weg, und Sie müssen schleunig Vorkehr der Geschäfte wegen treffen. Lassen Sie dis ietzt Ihre wichtigste Sorge sein und setzen Sie morgen noch Alles ins Werk.

Wilhelmi. Wie will das bei seinem Zustande möglich sein?

B. Wenn er nur wieder Augenblicke bekommt, wie vorhin, so ists schon gut.

Wilhelmi. Er wird von Landesangelegenheiten gar nichts hören wollen.

B. Machen Sie den ersten Versuch mit Vorlegung der unerbrochenen Packete zur Unterschrift.

Wilhelmi. Und dann müssen ja Reskripte an die Kollegien ergehen; und so wird Alles bekannt.

B. Das wirds doch. So ists besser, daß es unter dem Vorwande bekannt werde, dessen er sich zu seiner einstweiligen Unthätigkeit bedient.

Wilhelmi. Ich allein mag den Fürsten nicht machen; Lenz mag nun so viel sein, als ich.

B. Ich rathe sogar noch zu Mehreren. Wir Menschen sind ausser der Sterblichkeit noch tausend andern Zufällen unterworfen. Nehmen Sie noch zwei treue Räthe dazu und schikken Sie auf der Stelle einen Boten an den Rath Lenz, daß er mit dem frühesten hier sei.

Dis geschah. Der Fürst schlief bis an den Morgen. Da traten die Erstickungen wieder an und der Leibjäger weckte in gröster Angst Wilhelmi und B., die eben eingeschlummert waren. B. legte dem Fürsten Senfpflaster und liess ihn nochmals zur Ader; wobei er ohnmächtig ward. Nach der Ohnmacht war er zwar sehr matt, aber bei vollem Bestinnen.

„Ach, lieber B., das war ein trauriger Zustand. Machen Sie ja, daß er nicht wiederkomme.“

B., freudig. Das soll gewis geschehen, gnädigster Herr; Sie müssen sich nur helfen lassen.

„Ja doch, ja; ich wills ja thun.“

Mit diesen Worten schlummerte er ein und schlief abermals mehrere Stunden. Nach dem Schlafe war er stärker und fragte, obs schon acht Uhr sei. B. gab dem Minister einen Wink, der darauf um Erlaubnis bat, einige Sachen von äuserster Wichtigkeit, die keinen Aufschub mehr litten, zur Unterschrift vorlegen zu dürfen. Der Fürst zeigte sich bereit dazu. Man machte gleich Anstalt; er las das erste Schreiben ganz durch und unterschrieb seinen Nahmen. Das zweite unterschrieb er blos. Als er dis noch bei einigen gethan, schrieb er statt Gustaf — Amalie. B., dem Wilhelmi dis von weitem zeigte, winkte diesem, aufzuhören.

Eben war Lenz in Begleitung eines Sekretärs angekommen. Wilhelmi verfügte sich gleich zu ihm, eröfnete ihm, was vorgehen solle, wählte mit ihm noch zwei vertraute Räthe und

lichen Reskripten an die Kollegien ausfertigen; damit Alles in Bereitschaft wäre, wenn der Arzt sagen würde, daß es zum Vortrage der ganzen Sache Zeit sei.

Unterdessen hatte B. den Beobachter des Fürsten gemacht und versprach sich nun weniger Gutes von ihm, als zuvor. Gustaf fing mit sich selbst an zu reden und redete von Nichts, als von jener Welt und von der Herrlichen, die jenseits auf ihn warte. B. lies ihn so fort monologisiren, bis er hörte, daß im Vorzimmer alles fertig sei. Da unterbrach er ihn mit Pathos — „wie aber, wenn die Herrliche noch dissеits wäre, noch lebte?“

Fürst, schnell sich nach B. wendend. Nein — sie ist todt — todt.

B. Verzeihen Sie — es ist die höchste Wahrscheinlichkeit, ja, mir ists völliggewis, daß sie noch lebe. Der Todtenschein ist falsch gewesen.

Fürst, sich rasch aufrichtend. Wie? das wäre?

B. eilte sogleich zu Wilhelmi, sprach mit ihm und brachte ihn herein. Wilhelmi zog den Brief des Sekretärs der Gräfin heraus und las ihn dem Fürsten vor. Der Fürst grif hastig nach dem Briefe und las ihn selbst auch.

„Ist

„Ist dieser Brief auch ächt?“

Wilhelmi. Wie sollte Hallo der Zweite Gustaf den Zweiten hintergehen? — Wen anders sollte man da gesucht haben, als die Komtesse? Der Officier kannte sie vermuthlich nicht von Person; so nahm er die Niece mit. Zu S. . kennt man sie besser, und so schickte man diese zurück.

Fürst, sehr gespannt. Ach lieber Minister, wenn das wäre! Wenn das wäre! Wie wollten wir dann wieder zusammenarbeiten! —

Wilhelmi, dem B. ein Zeichen mit der Hand gegeben. Ich zweifle keinen Augenblick daran, und gewis hören wir bald Mehr davon. Ich freue mich schon unaussprechlich darauf unter Ihrer Direktion wieder zu arbeiten; bis dahin aber, bester Vater Ihres Volks, nehmen Sie einen Vortrag gnädig auf, den ich Ihnen iezt zu machen habe.

Fürst, neugierig. Was für einen?

Wilhelmi. Ich kann aus mehrerlei Betracht ohne Sie nicht mehr so fortagiren, wie seither; denn ich bin dazu von Ihnen nicht authorisirt. Auch möchte ich, wenn Sie mich ja dazu authorisirten, nicht allein seln. Ich wünsche daher, daß Sie ausser mir noch den Rath Lenz und die beiden Hofräthe L. und M.

niderſetzten, die als eine Landesregierungskommission einſtweilig das beſorgten, was eigentlich zum landesherrlichen Reſſort gehört. So ginge Alles ſeinen guten Gang fort, und Sie könnten mit Seelenruhe an Ihr Volk denken, das auf ſolche Art nicht verlaſſen wäre.

Fürſt. Damit bin ich zufriden. Freilich fühle ich doch wohl, daß ich ietzt ſchwach bin. Aber hören Sie, thun Sie ia Alles, um von meiner Amalie Mehr zu erfaren. Dann, dann — wenn ich dieſe erſt habe — will ich Sie wieder im Kabinet ablöſen und Alles, Alles nachholen.

Wilhelmi. Es iſt bereits Alles zu Ihrer Unterſchrift in Bereitſchaft.

Fürſt. Gut; geben Sie nur her!

Der Miniſter las die Vollmacht der neuen Regirungskommiſſion vor und der Fürſt unterſchrieb ſie. Ihr Inhalt zeigte an, daß Guſtaf, der ſeither ſein Verſprechen treu erfüllt und für ſein Volk Tag und Nacht gearbeitet, um in Zukunft auch ebenſo ganz der Vater des Vaterlandes zu ſein und es lange zu ſein, dem Rathe der Aerzte nachgegeben und ſich zu einer Kur entſchloſſen habe, die zugleich Geſchäftsmuſſe erfordere und vieleicht auch mit einer Reiſe verbunden ſein könne. Er trage daher einſtweilig

seinen vier benannten vertrauten Räthen die Fürsorge für das Wohl seines Landes auf, gebe ihren Unterschriften die Kraft der seinigen und genehmige in voraus Alles, was sie während seiner Entfernung von den Geschäften, die er so viel, als möglich, abzukürzen suchen werde, thun, verordnen und einrichten würden.

Wilhelmi trug sofort die unterschriebene Vollmacht an Lenz hinaus und unterschrieb zuerst die Ankündigungen davon an die sämmtlichen Landeskollegien, welche sie ihren Untergeordneten weiter bekannt zu machen hätten.

„Nun eilen Sie nach der Residenz, besorgen die übrigen Unterschriften unter den Ankündigungsreskripten und legen iedem dieser Reskripte eine Abschrift unserer Vollmacht bei. Heute noch mus Alles an die Behörden; und dann kommen Sie zu mir heraus, so oft es nöthig ist.“

B. zu Wilhelmi, als er zurückkommt. Das heiss' ich den Augenblick benutzt. Nun wärs zu spät. Er schwebt schon wieder in seinen Fantasien.

Fürst, als Wilhelmi an ihn tritt. Der Brief ist unächt. Der Todenschein ist ächt. Meine Amalie ist todt und ich mus ihr nach. Ja, und ich will ihr nach. Ach und wenn ich ihr nur schon nach wäre!

Alles noch so theuer Versichern, daß der Brief ächt sei, und alles Auseinandersetzen der Wahrscheinlichkeit, daß Amalie also noch lebe, war vergeblich. Gustaf blieb dabei, sie sei todt, und strengte sich durch seine Behauptungen so an, daß B. es für gefährlich hielt, ihm weiter widersprechen zu wollen. Plötzlich verlangte er auf und in den Garten. Da konnte er, weil die Senfpflaster unter den Fusssohlen stark gezogen hatten, nicht auftreten. Ungestüm sah er seine Wärter an und befohl ihnen, zu gehen. B. entschuldigte sich mit der gewesenen Nothwendigkeit und bat ihn, etwas zu geniessen; er wollte aber nichts. B. bot ihm Arznei an; er nahm aber durchaus keine. So verging die ganze Nacht; der Fürst schwärmte unaufhörlich in den Gefilden Elisiums umher und suchte Amaliens Schatten und schlos kein Auge.

Wilhelmi, im Vorzimmer, zu B. Was wird aus uns werden?

B. Gar nichts Guts. So wenigstens nicht, und hier nicht. Der Geist wütet bei ihm in den Körper; für den Körper nimmt er nichts. Hier klebt Amaliens Idee für ihn schon an ieder Fensterscheibe. So wird der Geist immer tobender und reibt endlich die Maschine

ganz auf. Wenn wir ihn nur in das Bad zu .. bringen könnten! Selbst die Reise würde ihm schon heilsam sein. Andere Ideen für ihn her, oder — —

Morgens in aller Frühe erschien Lenz schon wieder und berichtete — er habe viel Mühe gehabt, die beiden Hofräthe zu bewegen, den landesherrlichen Auftrag anzunehmen; überhaupt mache der Vorgang mit den Fürsten in der Residenz schon viel Bewegung und werde gewis allgemeine Bewegung im Lande machen, wenn er erst allgemein bekannt würde. Des Ueberlaufs und des Fragens bei ihm nach dem Fürsten sei bis in die Nacht kein Ende gewesen, und er rathe, bei Zeiten auf mehrere Beruhigung der Nation zu denken, weil er sonst zahlreiche Besuche auf Gustafshöhe prophecihe. Mit der allgemeinen Liebe zum Fürsten verbinde sich auch die allgemeine Furcht schon, daß Adelsgulde unter den Umständen wieder in der Residenz und auf dem Schlosse sein dürfte, ehe man sichs versähe.

Man rathschlagte noch über weitere Masregeln, als schon mehrere Deputationen ankamen, sich nach dem eigentlichen Befinden des Fürsten zu erkundigen. Wilhelmi fertigte sie mit der Versicherung ab, daß der Fürst gar

nicht gefährlich krank sei, wie sie etwa befürchteten, sondern daß nur zu Zeiten eine Art von innerer Schwäche bei ihm eintrete, die Folge seiner übergrossen Anstrengung sei und also durch Geschäftslosigkeit auf einige Zeit auch gewis wieder gehoben werden würde. Sie möchten setzte er hinzu, zu Hause dieses Allen und Jeden sagen, damit sie sich ruhig verhielten; er weiche nicht von dem braven Landesvater, und so wär's so gut, als wenn die ganze Nation um ihn wäre. Je ungestörter man den Herrn hier lasse, desto eher werde er auch wieder mitten unter seinem Volke erscheinen.

Dis genügte dem immer allgemeiner sich regenden Patriotismus nicht. Nachmittags langten andere Deputirte an; unter welchen die Deputation der Landstände darauf bestand, daß sie vor den Fürsten gelassen würde. Wilhelmi nahm diese auf die Seite und sprach mit ihr über den wahren Zustand des Herrn; worauf sie auf den persönlichen Vorritt Verzicht that. Der Fürst blieb übrigens, wie er gewesen war; nur mit Mühe brachte man ihm einige Nahrungsmittel bei, Arzneimittel aber gar nicht.

Unterdessen verbreiteten sich im Lande die verschiedensten Gerüchte von Gustafs Zustande.

Der grössere Volkshaufen theilte sich in zwei Meinungen, die, wie gewöhnlich, die übertriebensten waren, und hielt ihn entweder für verschwunden oder gar für todt. An einem der nächstfolgenden Tage also kamen ganze Haufen von Bürgern und Bauern und verlangten den Fürsten zu sehen. Mit Thränen in den Augen baten sie den Minister darum und setzten hinzu, daß sie nicht eher wieder abzögen, bis sie ihn gesehen, und daß, wenn sie nicht bald nach Hause kämen und die Nachricht davon zurückbrächten, die ganze Nation nach Gustafshöhe im Aufbruche sein würde. Er solle sich doch nur einmahl am Fenster zeigen — fleheten sie zuletzt.

Wilhelmi konferirte mit B. darüber, der es auf ieden Fall widerrieth, weil man nicht vorauswisse, wie der Fürst sich dabei machen könnte.

Wilhelmi. Wenn nun aber die Drohung welche aus wahrer Liebe geschieht, erfüllt wird und die Nation gleichsam in Masse sich aus Enthusiasmus mit Gewalt eindrängt?

B. Gehen Sie hinunter und bieten Sie alle ihre Ueberredungskraft auf, die Leute zur Ruhe zu verweisen.

Wilhelmi eilte unter die versammleten Patrioten, betheuerte ihnen Hierfein und Leben des Fürsten und beschwur sie bei Beiden, den Herrn, wenn sie ihn wahrhaftig lieb hätten, ungestört zu lassen und sich fortzubegeben.

Da entstand ein allgemeines Wehklagen — ach, er ist todt, er ist todt; auf das Wehklagen folgte ein lautes Geschrei — Vater, guter Vater, lebst du noch, so las dich wenigstens am Fenster sehen. Der Fürst kam über den heftigen Lerm zu sich und fragte den Leibjäger, der allein bei ihm war, ob Feuer wäre. Nein, erwiederte dieser in grössester Angst, Sie sollen sich am Fenster zeigen; Ihre Unterthanen heulen und schreien, Sie wären todt. Gustaf rafte sich in höchster Ueberspannung zusammen, lies sich von ihm ans Fenster führen, ris es auf und gerieth über den Anblick der nach ihm aufblickenden Volksmenge in Bestürzung und Wehmut. „Da ist er — da ist er, schrieen Hunderte mit aufgehabenen Händen auf einmahl; ach Vater, Vater, komm doch wieder zu uns, und sprich doch nur ein Wort!“ Eine heilige Stille erfolgte. „Weinet, rief Gustaf mit schwacher Stimme aus, ach weinet mit mir! Sie ist todt — sie ist todt, und ich mus ihr nach.“

In dem Augenblick sprang B. herein und zog den Fürsten vom Fenster weg, der in seine Arme sank. Man trug ihn aufs Bette, wo ihn die tiefste Abspannung aller seiner Kräfte überfiel. Der Volkshaufe stritte sich unterdessen über das, was der Landesvater gesprochen, und es entstanden gleich zehnerlei Meinungen; im Grunde aber hatte Niemand weiter etwas deutlich vernommen, als — Weinet und todt. Da iedoch Jeder den Fürsten wirklich gesehen, so ward Wilhelmi nun ruhiger von Allen angehört, der ihnen erzählte, daß dem Herrn ein sehr lieber Freund eben abgestorben sei, worüber er sich erst nicht fassen könne, und zugleich versprach, daß sie am nächsten Sonntage von dem Kanzeln Mehr hören sollten, wodurch sich die Nation beruhigen würde. Hierauf ging der ganze Haufe wieder nach seinen Heimaten.

B. war so glücklich, dem Fürsten einige stärkende Mittel beizubringen; worauf er sich erholte und einige recht helle Minuten bekam. Er sprach von seinem braven Volke, und Thränen traten ihm dabei in die Augen. B. bat ihn, das eben empfangene Zeugnis der allgemeinen Theilnehmung an seinem Zustande sich von der rechten Seite zu Herzen gehen zu lassen

und für seine Wiederherstellung zu sorgen, und schlug ihm eine Reise in das Bad zu . . vor. „Nein, erwiederte er, aus meinem Lande gehe ich nicht.“ Kaum hatte er dis gesprochen, so schwebte ihm Amalie schon wieder vor und er bestand darauf, daß man ihn in den Garten bringen sollte. B. wollte es durchaus nicht zugeben. „Vergessen Sie ganz, wer ich bin?“ rief Gustaf gebieterisch aus. B. lehnte den Vorwurf devot von sich ab und akkordirte mit ihm, daß er sich nur noch zwei Tage im Zimmer halten möchte. Am Ende schlummerte er darüber ein.

Wilhelmi entwarf darauf ein Proklama an die ganze Nation, welches von allen Kanzeln abgelesen werden sollte, und schickte es sogleich an Lenz ab. Die Regierungskommission machte darin bekannt, daß der Fürst den ihm unlängst gegebenen Beweis von der treuen und zärtlichen Besorgtheit seines Volks für ihn sehr gnädig aufgenommen habe und dadurch innigst gerührt worden sei; daß seine guten Unterthanen nun aber auch, da ihn Hunderte wirklich gesehen, von allen ähnlichen Auftritten ablassen möchten, weil dergleichen heftige Gemüthserschütterungen dem Herrn äuserstschädlich wären. Man wolle daran von nun an die wahre Liebe der Nation

gegen ihn erkennen, wenn sie ihn in seiner Ruhe ungestört liesse, und man hoffe, daß ieder kluge und gute Mann im Lande sich ieden weitern Vor- und Andrang zu ihm selbst verbieten werde. Der Herr habe die beste Fürsorge und Pflege; um ihn sei unaufhörlich sein liebster Bedienter, sein erster Rath und ein geschickter Arzt.

Dieses Proklama machte allgemein tiefen Eindruck und leistete die bezweckte Wirkung. Das Volk hielt sich ruhig und warf sich in die Arme der Religion. Die Gemeinen drangen in ihre Prediger, öffentlich für den Fürsten zu beten, und man benutzte diese Gelegenheit ausdrücklich, sie in ihrer Ruhe zu erhalten.

Gustafs Zustand wechselte ab. In ruhigeren Augenblicken, die aber bei weitem die seltenern waren, genos er Nahrungsmittel und nahm auch Arznei. Sobald aber seine Fantasien eintraten, war alles Zureden und Bitten umsonst. Zum Glück folgte auf die an B. akkordirten Zimmertage ein anhaltender Landregen, so, daß er seinen Trieb zur Rosenlaube selbst aufgeben muste. Als aber der erste schöne Tag wieder kam, erneuerte er mit Unabhaltsamkeit sein Verlangen dahin. Während des

Disputs darüber zwischen ihm und B. ward der Minister eiligst herausgerufen.

Lenz, Schnipse schlagend. Ums Himmels willen — noch ist sie zwar nicht hier; aber — sie kommt, sie kommt — —

Wilhelmi. Wer? Amalie?

Lenz. Nein — Adelgulde!!!

Adelgulde war es eigentlich gewesen, die die Reise des Leibarztes veranlasst hatte. Die Herzogin von .. hatte ihn zu sich einladen müssen, um ihn über die Gesundheitsumstände einer ihrer Töchter zu konsuliren. Man hatte vorausgesetzt, daß er, wenn er ietzt nicht abkommen könne, doch zu seiner Entschuldigung nähere Nachrichten von Gustafs Zustande mittheilen werde. Er war aber selbst erschienen und hatte wenig mehr, als nichts, zu erzählen gewust. So hatte sich Adelgulde zu einer Reise ins Land entschlossen, um selbst in der Nähe zu sein. Auf der Grenze gleich erfur sie, daß man öffentlich für ihren Sohne bete. So eilte sie unmittelbar nach Gustafshöhe und umfuhr die Residenz, ward aber erkannt. Lenz, der augenblicklich davon hörte, schwang sich auf sein Ros und kam eher, als sie, weil sie unter-

wegs ein Rad zerbrach. Hierdurch gewann man einige Zeit, sich zu ihrer Ankunft vorzubereiten.

Wilhelmi. Ein wahrer Zeterstreich! Was zu thun, wenn sie kommt?

Lenz. Zu ihm mus sie durchaus nicht.

Wilhelmi. Das ist bald gesagt; aber — wie wollen wir's abwenden? Wird sie sich abweisen lassen? Und — haben wir Ordre dazu?

Lenz. Ordre wollen wir bald kriegen. Lassen Sie mich einmahl handeln! (setzt sich und schreibt).

Wilhelmi. So müsten wir's ihm in sagen?

Lenz, fortschreibend. Freilich.

Wilhelmi. Auch ist sie Mutter und darf ihren Sohn sehen wollen.

Lenz, immer fortschreibend. Mutter hin, Mutter her! Ich bin bald fertig.

Wilhelmi. Und — am Ende kommen wir in Verantwortung drüber.

Lenz. Diese nehme ich auf mich. (steht auf) Lesen Sie und rufen Sie den B. heraus. Hier ist keine Minute mehr zu verliehren.

B. war eben, weil Alles nichts half, in Begrif, den Fürsten selbst in den Garten zu führen. Wilhelmi trat vor und meldete, daß

Fremde unten wären, die B. erst abweisen müste, und schickte diesen hinaus; wodurch sich der Fürst zurückhalten lies.

B. erschrack, als ihm Lenz den ankommenden Gast meldete, sammlete sich aber schnell wieder. „Da mus auch das stärkste Gegenmittel getroffen werden; sie mus schlechterdings nicht vor.“

Lenz, ihm den fürstlichen Befehl, daß sich Adelgulde sogleich wieder von Gustafshöhe entfernen solle, reichend. Hier ists. (als B. gelesen) Nun fehlt die Unterschrift; diese müssen Sie schaffen. Horch — da kommt etwas angefaren. (springt ans Fenster) Wahrlich, sie ists. Eilen Sie — eilen Sie; ich will sie wenigstens solange aufhalten, bis — —

B. war schon im Zimmer des Fürsten, als Lenz noch redete, und steckte dem Minister das Papier zu.

Fürst. Nun, nun will ich in den Garten.

B. Gnädigster Herr, wollen Sie Ihrer Frau Mutter auf der Treppe begegnen? Eben kommt sie herauf.

Fürst, wie übergeschleudert in den Zustand deutlicher Ideen. Wer? Meine Mutter? Was will sie? Ich will sie durchaus nicht sprechen.

B. Ich mus auch äuserst dagegen sein. Aber — sie wird eindringen als Mutter.

Fürst. Ich bin Fürst und kann auch meine Mutter befehlen, daß sie nicht zu mir solle.

B. Das ist auch das einzige Mittel; aber es mus schriftlich geschehen. Sonst glaubt sie uns nicht.

Fürst. Man fertige gleich eine schriftliche Ordre!

Wilhelmi. Da ist sie schon — bis auf ihre Unterschrift.

Fürst. Man mache gleich Anstalt, daß ich unterschreibe!

Indem der Fürst den letzten Buchstaben seines Nahmens schrieb, drang Adelgulde, die Lenz, wenn's nicht zum wirklichen Handgemenge kommen sollte, nicht hatte zurückhalten können, schon herein und stürzte, in Thränen schwimmend, sich neben Gustaf aufs Sofa hin. Wilhelmi starrte B. an und legte die unterzeichnete Ordre auf den Tisch.

„Ach mein geliebter Herr Sohn, ich hörte von Ihrem Zustande und komme aus herzlicher mütterlicher Liebe, Sie zu sehen, und die Barbaren wollten mich nicht einmahl herein lassen.“

Fürst. Ja; denn ich hab's ausdrücklich verboten. (wendet sich von ihr)

Adelgulde. Mich — Ihre Mutter wollten Sie nicht sehen? Und ich meinte es doch von jeher so mütterlich gut mit Ihnen?

Fürst. Das weis Gott. (bekommt ein Lächeln, worüber B. schon in Rege geräth)

Adelgulde. O Gott, o Gott! Und ich komme zugleich noch in einer andern guten Absicht. Sie bedürfen Ruhe; das sehe ich. Sie können sie auch haben; ich will mich ja gern einstweilig wieder der beschwerlichen Landesadministration unterziehen.

Wilhelmi. Gnädigste Frau, das ist nicht nöthig.

Adelgulde, ihm Blicke, wie Schwerter, zuwerfend. Ich spreche ja nicht mit Ihnen. Warten Sie doch, bis ich Sie frage.

Wilhelmi. Ich mus dis als Minister sagen. Es ist bereits eine interimistische Regirungskommission von meinem Herrn selbst etablirt.

Adelgulde, die Lippen mit der Zunge bestreichend. So? Nun, so ists gut. Aber — (heftig schluchzend) was habe ich denn gethan, mein Herr Sohn, daß Sie alles natürliche Gefühl gegen mich verleugnen?

Fürst,

Fürst, dem man's ansieht, daß er alle seine Kräfte noch einmahl zusammen nimmt. Ists Ihnen nicht genug, sie hingeopfert zu haben? Wollen Sie mir auch das Garaus machen? (fängt an zu faseln)

So, wie B. diese Worte hörte, eilte er an den Tisch, nahm den fürstlichen Befehl und übergab ihn Adelgulden. Adelgulde las, schlug die Hände übern Kopf zusammen, sprang auf und schriee — So weit gehts? So weit lässet sich ein Sohn gegen seine Mutter verführen? Nun, so sei's!

Fürst. Amalie — liebe Amalie — ja, ja, ich komme dir bald nach.

Adelgulde veränderte plötzlich ihr Gesicht und wollte ihren Sohn umarmen; B. aber protestirte gegen alles weitere, als tödtend für seinen Herrn. Drauf sprang sie wütend auf und sprach — Barbaren, das soll euch theuer zu stehen kommen. In der Thüre warf sie dem Fürsten einen Kus zu und nach einigen Minuten hörte man sie wirklich abfahren.

Dis war die heftigste Gemüthserschütterung unter allen gewesen, welche der Fürst während des ganzen Zustandes seiner Geistesschwäche

erlitten, und so hatte sie auch, nachdem ihr erster kurzer guter Erfolg vorüber war, bald die traurigsten Nachwirkungen. Das Fantasiren ward so anhaltend, wie es noch nie gewesen, und erreichte zugleich einen so hohen Grad, daß aller Unterschied der Personen, Zeiten und Oerter dabei wegfiel. B. entsetzte sich über diese Bemerkung, verwünschte Adelgulden bis nach Kamtschatka und gab schon die letzte Hofnung auf; als Lenz mit abermahligen Neuigkeiten ankam.

„Stellen sie sich vor — was hat die Fürstin Mutter zu thun? Als sie schon weit über die Grenze ist, besinnt sie sich eines Andern, kehrt wieder um und nach ihrem Witthumsschlosse, und lässet sich da häuslich niver.“

Wilhelmi. Gut! So haben wir sie fein in der Nähe. Das wird keine zwei Stunden von hier sein?

Lenz. Nicht ganz. Und — noch mehr; sie lässet auf dem Vorwerke, das keinen Büchsenschus von hier liegt und noch zu ihrem Witthum gehört, in aller Geschwindigkeit Zimmer für sich bereiten. Der Pachter hat schon Platz machen müssen.

Wilhelmi. Noch besser! (sieht B. an.) Kamtschatka ist uns ziemlich auf den Hals gerückt.

B. Schadet nichts — wie ich hoffe.

Lenz. Sie hat in einer Stunde zwei Estaferten fortgeschickt; ich habe aber noch nicht erfaren können, wohin.

Wilhelmi. Das ist ia leicht zu errathen. Merken Sie nun etwas?

Lenz. Sie meinen — an die beiden vermeintlichen Erbhöfe? Diese dürfen sich ia doch ietzt in nichts hier mischen.

Wilhelmi. Nun, nun — wir wollen uns wieder sprechen.

Lenz. Das möchte ich nur wissen — sie soll so heiter geworden sein, nachdem sie hier gewesen ist — was das bedeuten mag!

Wilhelmi. Auch dis können Sie nicht errathen? Sie hat hier gute Hofnung zur Regirungsunfähigkeit des Fürsten geschöpft und sofort ihre Proiekte gemacht. Die Estaferten — die Estaferten!

B. Nein, nein; das erkläre ich mir anders. Ich habe sie genau beobachtet. Als der Fürst ausrief — Amalie, ich komme dir bald nach — da veränderte sich ihr ganzes Gesicht und es war, als wenn ihr ein Stein vom Herzen fiele. Ist die Komtesse also wirklich glücklich entkommen, so ward sie in dem Augenblick überzeugt, daß der Fürst seine

Nachricht von ihr habe und sie noch immer für todt halte. Dis wars, was sie so mütterlich erquickte; denn sie mag wohl gar gemeint haben, daß sie sie hier finden würde.

Lenz. Da fällt mir ein, daß sie die Unbesonnenheit beim Umfahren der Residenz gehabt hat, zu fragen, ob Damen im Schlosse logirten oder kürzlich logirt hätten. Dadurch erfur ichs eben, daß sie angekommen sei.

B. Und — auf diese Idee kann sie der Leibarzt gebracht haben, der zu mir schon von Zimmern sprach, die für Damen bereitet werden sollten; ich verstand dis aber so, als deutete er auf die Fürstin Mutter selbst, die kommen würde.

Lenz, in die Tasche greifend. Ach — bald hätt' ichs vergessen — da ist seine Resignation; er meldet zugleich, daß er in die Dienste der verwittweten Fürstin getreten sei. Er kann abkommen.

Wilhelmi. Auch böse! Nun wollte ich lieber, der Fürst hätte ihm den Abschied gegeben, und den Befehl, das Land zu räumen, zugleich. So aber müssen wir ihn nun hier leiden, und ich fürchte, er werde am Ende das Instrument, wodurch uns Striche durch unsere Rechnung gemacht werden sollen. Adel-

gulde lässet sich nicht umsonst hier häuslich nider und wird gewis keine blosse Zuschauerin abgeben wollen.

B. Ich verstehe das freilich nicht, wie weit man gegen so einen Herrn in seinem Zustande gehen könne. Inzwischen kann doch Niemand darüber absprechen, daß er inkurabel sei. Und — es komme, wie es wolle, ob die Mutter im Lande sei, oder nicht, das trägt meines Erachtens nichts zur Sache bei. Sie kann hundert Meilen von hier so gut kabaliren, wie in der Nähe eines Büchsenschusses. Mir scheint vielmehr ihre Nähe dazu benutzt werden zu können, daß sie den Fürsten, meinem höchsten Wunsche gemäs, von hier vertreibe. Lassen Sie mich dis einleiten!

Die Gelegenheit hierzu bot sich kurz darauf dar; der Fürst erhielt nach achtundvierzigstündigem Fantasiren und nach erfolgtem Schlafe eine klare Stunde.

B. Als er sich hiervon überzeugt hatte. Gnädigster Herr, es ist Pflicht, Ihnen etwas Vorgefallenes von Belang zu melden.

Fürst, nachdem er lange hin und her gesehen. Was denn? daß sie todt ist, weis ich längst schon. Geschwind will ich zu ihrem Kreutze.

B. Wie Sie befehlen. Aber — Ihre Frau Mutter hat ihr Witthumsschlos bezogen.

Fürst, ganz bei sich. Das kann ich ihr nicht wehren.

B. Und lässt auf dem Vorwerke dicht vor uns Zimmer für sich bereiten.

Fürst. Auch dis mus ich leiden.

B. Diese Nähe kann Ihnen nicht anders, als lästig, sein. Die Kundschafter hieher werden nun unaufhörlich unterwegs sein. Ja, sie kann, wenn sie einen Tubus zu Hülfe nimmt, Ihnen in den Garten sehen.

Fürst. Das Alles mus ich mir gefallen lassen.

B. Sie haben ia aber mehrere schöne Schlösser, als dieses, wo Sie entfernter von ihr und also auch ungestörter sein können.

Fürst. Ich gehe von hier nicht weg. Meine Rosenlaube — mein Hügel — mein Kreuz — — ach Amalie!

B. Das ist ia doch Alles nur idealisch, und Sie können dis an iedem Orte wieder so einrichten.

Fürst. Nein; bei der Liebe bin ich auch im geringsten Umstande unveränderlich.

Ein Fremder, hies es ietzt, wolle sich nicht abweisen lassen, sondern durchaus den Minister sprechen.

Fürst zu B. O gehen Sie und schaffen Sie mir die Fremden aus dem Hause!

Als B. von der einen Seite ins Vorzimmer trat, trat auch Lenz von der andern herein. In der Mitte umarmten sich Wilhelmi und der Fremde schon. Sobald ihn Lenz erkannte, fiel er auch über ihn her. „Sind Sie 's? Ich sas eben in der Arbeit, als Sie unsern Minister haben sprechen wollen, und da ich hörte, daß Sie weiter hieher gereiset, bin ich Ihnen nachgeeilt. (mit Wilhelmi zugleich) Etwas Neues? Etwas Guts?

Sekretär der Gräfin. Ja wohl! Sie lebt! (gibt Wilhelmi einen Brief) Lesen Sie selbst!

Wilhelmi. „Es ist mir gelungen, mich aus meinem Arrest zu befreien, beste Mutter; freuen Sie sich mit mir! Damals, als ich von Ihnen, wie in meinen Gedanken von der ganzen Welt, Abschied nahm, glaubte ich es nicht. Aber eben das, was mir es unmöglich machen sollte, hat es bewirken müssen. Meine eigene Wache — ein braver Husar — hat mich befreiet und ist mit mir durchgegangen. Man hat mich seitdem schon wieder allenthalben verfolgt, aber nun hoffe ich sicher zu sein. Ich habe viel gelitten — viel, und weis nicht,

warum. Ich habe oft darnach gefragt; aber kein Mensch hat mir Antwort darauf gegeben. Alles, Alles mündlich ausführlicher! Zu Ihnen aber wage ich mich nicht, liebste Mutter; so bitte ich Sie, heute über acht Tage zu St. im grossen Gasthofe sich einzufinden. Da wollen wir uns sprechen, und Sie sollen mir sagen, was in der Welt weiter aus mir werden solle. Bringen Sie aber ia Geld für mich mit; meine Juwelen und Perlen sind schon fort; nun kommt die Reihe an das Letzte — an meine Uhr. Mit Entzücken umarme ich Sie schon im Geiste, gnädige Mutter. Lassen Sie ia zu St. nicht vergeblich auf sich hoffen Ihre Tochter Amalie!“ (als Wilhelmi so laut vorgelesen) Ha — nun wird gute Zeit. (umarmt den Sekretär zehenmahl für einmahl)

B., indem Lenz den Brief noch einmahl vor sich liesst. Sie sind ein guter Bote; Heil Ihnen! Sie bringen Medicin, wie ich sie mit allen meinen Kollegen nicht verschreiben kann. Wenigstens wird sie auf der Stelle gute Dienste thun.

Lenz, zum Sekretär. Ist das wirklich ihre Hand? Ich kenne sie nicht.

Sekretär. Ja, zuverlässig. Ich erbrach den Brief, zeigte ihn weiter nicht, nahm meine

Dimission und eilte damit anhero. Meine Stelle wird nicht wieder besetzt, wie mir der wackere Bruder der Gräfin sagte, die nun nur noch vegetirt.

Lenz. Wie haben Sie den Brief erhalten?

Sekretär. Mit der Post.

Lenz. So ist er durch S. gegangen — nicht wahr?

Sekretär. Ja.

Lenz, kopfschüttelnd. Freund, warum kamen Sie nicht lieber auf den Einfall, auf der Stelle nach St. abzugehen und da die Komtesse zu erwarten und sie von Allem zu unterrichten?

Sekretär. Das hätte ich thun können.

Lenz. Ich fürchte, es sei nun zu viel Zeit verlohren. Rechnen Sie einmahl Ihre Reise hieher, und dann wieder eine Reise von hier nach St.

Sekretär. O — wenns sein mus, ich kann fliegen wie ein Drache.

Wilhelmi. Das müssen Sie auch dismahl können. Kourier müssen Sie reuten Tag und Nacht. Wir wollen nun nur gleich zum Fürsten und ihm den Balsam des Lebens reichen.

Lenz. Ehrwürdiger Mann, nur noch eine Minute — versprechen Sie ihm ja nicht zu viel.

B. Versprechen dächte ich — gar nichts. Nur ihn sinnlich überzeugen, daß sie noch lebe. So begräbt und bebetet er sie wenigstens am Grabe nicht mehr, und wir bringen ihn von hier weg. Mit dem Reisen nach ihr halten Sie es, wie Sie wollen.

Wilhelmi. Ja, gereiset mus werden.

Lenz. Er findet sie warlich nicht mehr. Und dann, was ist das — ein braver Husar hat mich befreiet und ist mit mir durchgegangen . . . ?

B. Nun, Herr Rath, Sie werden doch nicht gar meinen, daß das Durchgehen mit dem Husaren noch etwas Anderes bedeute?

Lenz. Kann es denn nicht ein Kornet gewesen sein, der ihr zur Aufsicht gegeben worden ist? O wie manch Kornetchen hat schon — — —

Die Thüre ging auf und der Fürst trat am Arme des Leibjägers heraus, um in den Garten zu gehen. B. sprang ihm entgegen.

„Ein Wort gnädigster Herr, und Sie gehen nun gewis nicht in den Garten. Die Komtesse von R. lebt. Hier ist ein Brief von ihr.“

Fürst, sehr gehoben. Ein Brief? Ein Brief an mich?

Wilhelmi. Nein, an ihre Mutter.

Fürst. Ach der ist wieder nicht ächt.

Wilhelmi. Ja, es ist ihre Hand. Hier ist der gewesene Sekretär der Mutter; er hat ihn erbrochen, eilt damit hieher und wird Ihnen Alles erzählen. (überreicht ihm den Brief)

Fürst, als er den Brief gelesen und geküsst. O so freue sich die Erde und der Himmel sei frölich! Wie wird mir? Braver Minister, lieber von mir Gequälter, so wohl war mir lange nicht. Aber — ist auch Alles wahr?

Der Sekretär nahm nun das Wort und suchte ieden kleinen Umstand zu benuzen, ihn zum vollkommensten Glauben zu bewegen, erreichte aber seinen Zweck nicht; weil Gustaf auf alle ihn Umgebende Verdacht genommener Verabredung warf.

Wilhelmi zum Sekretär. Schreiben Sie einmahl da gleich einige Zeilen; es sei, was es will.

Der Sekretär schrieb — ich freue mich, ein so guter Bote gewesen zu sein. Ich bin bereit, auf der Stelle nach St. abzugehen und der Komtesse Alles zu bestellen, was ich bestellen soll.

Wilhelmi nahm diese Zeilen und gab sie dem Fürsten. Alsdann reichte er ihm den Brief, welchen der Sekretär vor einiger Zeit geschrieben. „Halten Sie Beides gegen einander. Ists nicht eine Hand?“

Fürst. Ich habe Ihnen Unrecht gethan. Ja, dieser Brief ist also ächt gewesen.

Wilhelmi zum Sekretär. Haben Sie nicht sonst etwas von der Hand der Komtesse bei sich?

Sekretär. Ja, den ersten Brief noch, den sie an ihre Mutter schrieb; auch eine gerichtliche Vollmacht, die sie einsmals in einer gewissen Sache, in der ich ihr Kurator ward, an mich ausstellte und worunter wenigstens ihr ganzer Nahme, von ihr geschrieben, steht. (übergibt Beides an den Fürsten)

Wilhelmi zum Fürsten. Nun halten Sie auch hiergegen den ietzigen Brief der Komtesse.

Fürst, von Freude begeistert. Warlich, ja, Alles ächt, Alles ächt! Nun ists wahr — Amalie lebt noch. Nun will ich weg von hier.

B. Schön! Schön!

Fürst. Und wir wollen gleich hinunter in den Garten, den Hügel zerstören und das Kreutz abnehmen. Das Kreutz wollen wir mitnehmen; das will ich ihr zeigen, wenn sie kommt.

Lenz zuckte unwillkürlich die Achseln. B. führte den Fürsten und sprach — „So geht Ihr Arzt gern mit Ihnen in den Garten.“ Als Gustaf an die Rosenlaube kam, veränderte sich seine Gesichtsfarbe, und er gestand, daß er sich der alten Eindrücke nicht ganz erwehren könne. „Nur hastig, flüsterte B. zu Lenz; wir wollen machen, daß wir von hier wegkommen.“

Das Kreutz, woran noch einige Ueberreste von den letzten Bluhmenketten hingen, hatte sich gesenkt. Dieser Anblick hub den Fürsten wieder. „Das ist ia etwas ganz Sonderbares. Als wenn es so hätte sein sollen.“ Indem er dis sprach, hatte Lenz schon das Kreutz vollends herausgezogen, und B. machte sich mit Spaden und Schaufel über den Hügel her. Man wollte ihm helfen; er erwiederte aber — das mus der Arzt allein thun; über diesen Erdhaufen hätte ich längst schon gern hergewollt.

Als Alles geebnet war, nahm Gustaf Abschied von seiner Thränenlaube und sprach — Hier habe ich viel gelitten — hier soll kein Mensch wieder leiden. Der Gärtner bekam Befehl, die Laube ganz zuzupflanzen, daß Niemand wieder hineingehen könnte. B. eilte mit dem Fürsten aus dem Garten zurück und lies anspannen.

Fürst, als er sich reisefertig macht. Aber — wer holt sie mir nun?

Sekretär. Wie ich geschrieben; ich stehe Ihro — in Allem zu Befehle und erwarte gnädigste Instruktionen. (der Fürst sieht Wilhelmi zärtlich an)

Wilhelmi. Wohin gedenken Sie sich denn aber zu begeben, uns Alle wieder beglückender Fürst? Nach der Residenz?

Fürst. Nein, dahin noch nicht. Dahin will ich erst mit ihr zugleich zurückkehren.

Wilhelmi. Etwa nach Karlshof — oder nach Ulrichsburg — oder nach Ferdinandsthal?

Fürst, ihn umarmend. Nein, nach — Thaldorf!

Wilhelmi, aufs angenehmste überrascht. Ach von ganzem Herzen — mich so hoch beehrender Fürst — —

Fürst. Ja, da bin ich nicht nur so gut, wie im Lande selbst, sondern da will ich auch ebenso neben dem Pfirsichbaume auf Sie warten, bis Sie zurückkommen, wie Sie auf mich daneben einst warteten. Sie holen sie mir — nicht wahr?

Wilhelmi, erschrocken. Sehr gern — aber — —

Lenz, der seither hinter dem Fürsten gestanden, den Kopf ietzt schüttelt und hervortritt. Gnädigster Herr, Ihr Minister ist wohl zu alt zu so einer Reise; besonders, da sie, wenn sie einmahl geschehen soll, auf das eiligste gemacht werden mus. Er hält das nicht aus; es mus ia Kourier geritten werden, wenn — und dennoch — — (B. zupft ihn, zu schweigen) Auch kann von uns Niemand abkommen.

Fürst. Warum denn nicht? Es bleiben ia noch immer Ihrer Drei, und Sie führen unterdessen das Präsidium — Herr Kabinetsrath. (Lenz verbeugte sich tief) Lieber Minister — Mann, der sie mir schon einmahl bringen wollte, bringen Sie sie mir nun! Aus Ihren Händen will ich sie nehmen.

Wilhelmi, Lenz und B. standen wie blosse Bilder da und sahen einander an.

Fürst. Nun? — Oder soll ich sie mir etwa selbst holen?

Wilhelmi, während das Lenz ein seufzendes Gesicht nach dem andern macht. So sei es! Sie haben mir zu befehlen. Aber — so mag der Sekretär voraus, weil keine Zeit zu verliehren ist. Ich will dann nach. Erlau-

ben Sie, daß ich Sie erst in meine Hütte führe und da noch nöthige Verfügungen treffe.

Der Fürst fiel Wilhelmi um den Hals und konnte erst nicht wieder von ihm los. Wilhelmi, B. und der Sekretär brachten ihn nach Thaldorf, wo er sehr heiter ankam. Lenz ging auf einige Stunden nach der Residenz, mit dem Versprechen, so bald, als möglich, auch zu Thaldorf einzutreffen. Zum Sekretär aber sprach er beim Abschiede — reisen Sie in Gottes Nahmen; aber denken Sie an mich, Sie finden sie nicht mehr, und wir kommen mit dem Fürsten wieder dahin, wo wir mit ihm waren.

Der Sekretär bekam blos mündliche Aufträge, die darin bestanden, daß er die Komtesse zu St. bis zur Nachkunft des Ministers aufhalten und ihr vorläufig das Anbringen desselben eröfnen sollte. Noch in der folgenden Nacht ritte er als ernannter geheimer Sekretär schon Kourier.

Gustaf as und trank nun und schlief gut und B. fands nicht mehr für nothwendig, ihm Arznei anzubieten. „So weit hätten wir ihn; wenn nun nur die Reisen nicht schief ablaufen.“

Lenz kam Morgens drauf auch zu Thaldorf an und hatte sogleich eine geheime Konferenz mit Wilhelmi, der ihm zu erkennen gab,

daß

daß er es für nöthig finde, vor seiner Reise noch den Fürsten zu sprechen, dessen Vasall er sei. „Es ist ein braver Herr und der, welcher es unter den Nachbarn noch am besten mit unserem Herrn meint. Ich mus es ihm doch melden, was für einen Gast ich habe, und will ihn bitten, einen seiner wackersten Räthe herauszuschicken, der an meiner Statt den Gesellschafter mache. Auch wünschte ich, daß ein Kommando von seiner Garde hier in der Nähe wäre; man weis nicht, was Alles gewagt werden könnte während meiner Abwesenheit.

Lenz. 's ist wahr. Sie haben aber so genug noch zu reisen; lassen Sie mich lieber zum Nachbar Ferdinand. Er kennt mich auch recht gut.

Wilhelmi. Wenn er es nicht ungnädig nimmt, daß ich nicht selbst komme?

Lenz. Ich will Sie schon entschuldigen. Ihrer Reise mus ich zwar gedenken; aber ich will mich unwissend stellen, wohin und warum.

Wilhelmi. Wenn es einigermassen angeht, so mache ich von St. auf einen Tag nach N., wo mein Sohn ist. Wir haben uns so seit langer Zeit nicht gesehen.

Lenz. Ist er immer noch zu N.?

Wilhelmi. Wie ich nicht anders weis. Wo sollte er sonst sein? Er würde mir's doch geschrieben haben?

Lenz. Hat er Ihnen unlängst geschrieben?

Wilhelmi. Seit einigen Monaten nicht. Wir nehmen das unter uns so genau nicht. Warum? Wissen Sie etwas Anderes?

Lenz. Ich fragte nur darnach, weil Sie seiner seither nicht erwähnt haben.

Gustaf drang in seinen Minister, die Reise zu beschleunigen, der nur noch einige Geschäfte vorschützte und dabei zugleich äuserte, daß er für nöthig gehalten habe, bei der hiesigen ersten Landesbehörde unmittelbare Meldung von seinem hohen Gaste zu thun. Lenz kam mit den erwünschtesten Antworten zurück und Ferdinand schickte ein sehr verbindliches Schreiben an Gustaf mit, worin er ihm baldige völlige Genesung wünschte und einen seiner bravsten Diener, aufdessen Treue und Verschwiegenheit er sich verlassen könne, zur Aufwartung sofort zu senden versprach. Gustaf nahm dis Alles sehr gut auf und erklärte frei, daß er Ferdinand von jeher

unter allen Männern seines Standes am meisten geschätzt habe. Wilhelmi lies aufpacken.

Lenz zu B. Ich weis nicht, ich werde nicht klug daraus — lesen Sie einmahl — — (gibt ihm die Beilage einer Zeitung und zeigt auf eine gewisse Stelle)

B. Das ist ia eine Ediktalcitation, und zwar an einen Nahmensvetter des Ministers.

Lenz. Oder — an seinen Sohn.

B. Warum nicht gar! Glauben Sie das?

Lenz. Ort, Nahme und Karakter treffen zu. Wenn man also auch weiter keinen Argwohn hätte, so müste man schon annehmen, daß zu N. zwei Männer von gleichem Nahmen und Titel wären. Allein — die unlängst hier geschehene famöse Visitation fällt mir nun wieder ein. Damals schon äuserte Fürst Ferdinand ein uns unerklärbares Mitleid mit dem Vater. Nun ists erklärt. Man hat hier nicht die Komtesse von N., sondern den jungen Wilhelmi, gesucht. Ich lies deshalb den Vater gestern nicht reisen, weil ich die Zeitung schon hatte. Ich fürchtete, Fürst Ferdinand könnte ihm traurige Nachrichten mittheilen, und so wollte ich sie lieber in Empfaug nehmen und sie ihm alsdann allmählich mittheilen. Der Fürst lies sich aber nicht weitläuftig aus,

sondern schien für bekannt anzunehmen, daß der Minister in Angelegenheiten seines Sohnes reisen wolle; denn so, wie ich seiner weiten Reise gedachte, fiel er gleich ein — Ja, ja, ich glaube wohl, daß dem armen Vater die Sache durch den Kopf gehen möge.

B. Ja, wenn's so ist, so ist wohl kein Zweifel, daß es der Sohn unseres Ministers sei, der citirt wird.

Lenz. Was das nur für ein gewisser Punkt sein mag, über den er Rede und Antwort geben soll? Und doch hat man ihn seine Dimission nehmen lassen. Ich weis nicht, wie das zusammen passe. Ob man es nun nur dem Vater noch sagt?

B. Ich dächte, wir liessen das bis zu seiner Zurückkunft und Sie schrieben unterdessen lieber nach N., um das Nähere des Vorgangs zu erfaren.

Lenz. Er hat ia aber Lust von St. aus einen Tag nach N. zu machen.

B. Das wird er gewis nicht. Wenn er nach St. kommt, soll ihn die Lust dazu wohl vergehen; denn ich bin ihrer Meinung und habe wenig Vertrauen zu der ganzen Reise.

Wilhelmi ward in der Unwissenheit gelassen und sein Abschied von Gustaf war weit kür-

zer, als der erstere. Gustaf hielt nichts für ausgemachter, als daß er seine Amalie mitbringen werde, und so bat er ihn nur zu machen, daß er fortkomme, und so schnell zu reisen, als es sein Körper zuliesse. „Nur fort, nur fort; glücklicher sehen wir uns wieder. Und dann dankt Ihnen Ihr Fürst Alles, was er ist und hat.“ Vor der Abreise erfur der Minister noch, daß Adelgulde die Anstalten auf ihrem Vorwerke wieder abbestellt habe und daß ein Kourier an sie gekommen sei, über dessen mitgebrachte Depeschen sie ganz in Entzücken gerathen. Lenz begleitete ihn auf der ersten Station, und fand ihn unterwegs in einem ganz veränderten Gemüthszustande. „Ich habe mich recht zusammennehmen müssen, um die Freudigkeit des Fürsten auszuhalten und um nur den Schein zu haben, als wenn ich mit ihm simpathisirte; Gott weis aber, wie mir ist. Ich fürchte mich nun ordentlich vor der Reise und gäbe mein halbes Gut dafür hin, wenn ich sie nicht machen müste. Verlassen Sie den Herrn nicht, und sein Sie um ihn so viel, als möglich.“

Lenz. Das will ich gewis thun; sorgen Sie nur unterwegs recht für sich selbst. Mein Bedenken über den Ausfall ihrer Reise habe ich

gleich geäusert; und so ist es gut, wenn Sie selbst das als möglich finden, was in meinen Augen schon so gut, als gewis, ist. Indessen sind wir nun einmahl im Strudel. Es gehe, wie es wolle; kommen Sie nur so bald, als möglich zurück.

Gustaf hatte sich alle Stationen bis St. vorrechnen lassen, um den Tag genau zu bestimmen, an welchem er Amalien in seine Arme schliessen würde. Er sollte dabei einige Tage zugeben, gab aber auch nicht einen zu. Den vermeinten Tag der Seligkeit aller Seligkeiten zeichnete er roth in seinem Kalender an. An iedem Abend durchstrich er den zurückgelegten Tag und zählte die noch übrigen. Zuweilen machte er Mittags den Strich schon zur Hälfte. Uebrigens befand er sich gut und war oft neben dem ihm so merkwürdigen Pfirsichbaume. Ernsthafte Geschäfte aber, die einige Anstrengung verlangten, floh er, ob ihn B. gleich dazu ermuntern wollte, und gestand selbst, daß er dazu noch nicht ruhig genug sei und auch nicht eher werde, bis er Amalien an sein Herz gedrückt. Lenz ward wie gesotten, als er dis hörte, und mochte an die Zukunft gar nicht mehr denken. Die Nation aber sah mit Freuden in sie hin, versprach sich vom Aufenthalte des Fürsten zu

Thalborf Alles und erwartete schon seine baldige Zurückkehr in ihre Mitte.

An einem Abend spät, als Lenz eben auch zu Thaldorf war, kam der Postmeister aus der Residenz und übergab ihm einen Brief, der in einem Umschlage an das dortige Postamt mit dem Begehren gekommen war, ihn, wenn die Person, an die er sei, nicht zu erfragen wäre, an den Unterschriebenen zurückzuschicken. Er habe, fügte er bei, es für nöthig gehalten, ihm den Brief vor der Zurücksendung erst vorzuzeigen, weil er nicht wissen könne, wie die Sache zusammenhange. Die Addresse war — an den gewesenen Sekretär der Gräfin zu . ., gegenwärtig zu . . . Lenz erwiederte, es sei gut; er wisse, wo der Sekretär ietzt sei und wolle den Brief an die Behörde besorgen. So bald der Postmeister weg war, erbrach er den Brief, der von dem Bruder der Gräfin und folgender war:

„Haben Sie aus böser Absicht den Brief untergeschlagen, der noch kurz vor Ihrer Abreise an meine Schwester gekommen ist — oder haben sie nicht Zutrauen genug zu mir gehabt, ihn mir zu zeigen — oder haben Sie es gut mit mir gemeint? Noch will ich das Letzte glauben, und so danke ich Ihnen. Drei-

mahl bin ich schon darüber zur Rede gestellt worden und habe mich endlich zum Schwure erboten, daß ich von keinen neuerlich eingegangenen Briefen an meine Schwester wisse. Ich rathe Ihnen aber nun, auf Ihrer Hut zu sein; denn zu S . . hält man's sonach für ausgemacht, daß Sie mit dem Briefe durchgegangen sind. Ich weis Alles und weis schon noch Mehr, als Sie wissen. Der Brief, in welchem meine Schwester von ihrer unglücklichen Tochter nach St. zur Entrevûr eingeladen ward, ist zu S. . aufgemacht worden. Man hat ihn dann um einen Posttag länger liegen lassen und hernach erst anhero geschickt. Sogleich aber ist ein Kourier nach . ., wohin St. gehört, abgefertigt worden. Was er mitgenommen, weis ich nicht. Das Uebrige aber hat alles seine Richtigkeit, und ein vertrauter Freund hat mir es gemeldet. Noch sagt man auch, daß der Rath W. zu S. . seit einigen Tagen ausheimisch sei."

Lenz, als er mit B. zugleich den Brief gelesen, den rechten kleinen Finger in die Höhe haltend. Das hat mir dieser wohl gesagt. Darum schos es mir so aufs Blat, daß der Brief der Komtesse erst S. . passiren müssen. Wenn nun wenigstens der Sekretär, statt erst

hieher zu kommen, damals gleich noch Kourier nach St. geritten wäre — hatte ich nicht Recht?

B. Auf solche Weise, wenn der Brief zu S. . um einen Posttag länger gelegen hat, hätte es doch nichts geholfen. Was nun geschehen ist, wäre doch geschehen.

Lenz. Nein; die Komtesse hatte gewis darauf gerechnet, daß ihre Mutter langsam reise, und so wäre der Sekretär noch immer zu rechter Zeit angekommen. Was glauben Sie aber wohl, daß geschehen sei?

B. Ja, da läßt sich freilich Alles erwarten.

Lenz. Ich glaube, daß sie ietzt schon wieder fest, und noch fester sitze, als sie ie gesessen hat. Nun können wir das Entzücken Adelguldens über die Depeschen des an sie gekommenen Kouriers erklären. Man wird sie in voraus von den neueren getroffenen Anstalten, die Komtesse wieder zu fangen, benachrichtiget haben. — Wenn wir nun nur unsern Minister erst wieder hätten!

Wilhelmi hatte sich fast über seine Kräfte angestrengt, St. auf das baldigste zu erreichen.

Als er in dem grossen Gasthofe daselbst abstieg, war er der einzige darin logirende Fremde. Der Wirth klagte ihm dis mit Thränen und fügte hinzu — Sie sind gewis weit her; sonst träten Sie auch nicht bei mir ab.

„Wie so, lieber Freund?

Wirth. Ach, ich bin seit kurzem ein ruinirter Mann. Da hat hier unlängst ein gewisser Rath W. aus S. . verdammte Dinge ausgeübt und meinen Gasthof dadurch weit und breit in üblen Ruf gesetzt, so, daß Alles, was iezt kommt, mir vorüber fährt. Hätte ichs dem Hundsfott angesehen, als er bei mir abtrat, was er im Schilde führe, ich hätte ihn zur Thüre hinaus gewachtelt.

Wilhelmi, seine Bestürzung verbergend. O erzählen Sie mir doch — was hat er denn vorgenommen?

Wirth. Leibhaftige Teufeleien. (setzt sich neben Wilhelmi) Der gottlose Mensch verlangte, als er ankam, ein Zimmer par terre nach der Strasse hinaus. Ich gabs ihm. Er that darauf einen einzigen Gang und kam hernach nicht wieder aus dem Loche. So aber, wie etwas angefaren kam, hatte er die Nase erst am Fenster und dann zwischen der Stubenthüre, um Jeden durch und durch zu sehen,

der Logis bei mir nahm. Er hatte noch ein Paar handfester Kerle bei sich; diese sahen nicht anders aus, als leibhaftige Häscher, und spionirten den ganzen Tag in meinem Hause umher. Endlich kam auch einmahl eine Postchaise angefaren und eine gar allerliebste Mamsel stieg heraus, der ihr Bedienter, den sie gleich fortschickte, blos ein kleines Pack nachtrug. Diesem hätte ichs gleich auf der Stelle ansehen wollen, daß er einmahl unter den Husaren gewesen sei. Ich hatte nicht einmahl so viel Zeit, die Mamsel zu fragen, wie sie hiesse, als der Rath W. schon in das Zimmer, wohin ich sie gebracht hatte, nachkam; und so sah ich zu meinem Unglück das ganze Spektakel mit an. „Sieh da, waren seine ersten Worte, finde ich den Vogel hier? Willkommen — willkommen!“ Daß es nicht richtig mit der Mamsel sei, konnte man im ersten Augenblick ihr wohl ansehen; aber sie fasste sich schnell und fragte ihn sehr gesetzt, was er bei ihr wolle und wen er suche. Da nannte er wohl drei Nahmen her, hies sie bald eine Mamsel, bald ein Fräulein, bald gar eine Komtesse, und kündigte ihr Arrest hier an. Hören Sie; was geschah? Wie der Blitz ward sie wie ein Mann, zog eine Pistole hervor und drohete ihm vor den Kopf zu

brennen, wenn er sich nicht auf der Stelle retirirte. Da sprang er wie ein Rehbock aus dem Zimmer und pfif auf dem Finger, wie ein Förster. Ich wies der Mamsel die verborgene Thüre, durch welche man auf der andern Seite herauskam, und that, als bekümmerte ich mich um nichts. In dem Augenblick waren seine zwei Kerle droben und der Teufel weis, woher sie die Pallasche gleich hatten; genug, sie zogen blank und er stellte sie haussen vor die Thüre mit dem Worten — Lasst mir meinen Vogel nicht aus dem Bauer; ich bin gleich wieder da. Die arme Mamsel ging mir durch die Seele; aber sie war klüger, als der Vogelfänger. Ihr Päckchen unter den Arm, war sie durch die verborgene Thüre geschlüpft, und so auf der andern Seite herunter, in den Hof. Da steht ein gesatteltes Pferd, sie schwingt sich drauf und reutet damit wie ein Stallmeister davon. Das Pferd gehörte nicht einmahl mir; wenn sie es aber auch nicht wieder geschickt hätte, so hätte ichs gern für sie bezahlt; denn sie war doch gar zu schmuck. Ich habe in meinem Leben so etwas Schmuckes nicht gesehen. Aber den dritten Tag drauf kam das Pferd wieder an. Fuhrleuten, ich habe nicht einmahl gefragt, wo, hatte sie es mitgegeben und ein Paar Zeilen

an mich; worin sie schrieb, daß sie mir ietzt nichts geben könne, weil sie nichts übrig habe, daß ich aber auf ein räsonnables Douceur zu rechnen hätte.

Wilhelmi, der wie die gemahlte Andacht, wenn sie mit Zweifeln kämpft, seither ausgesehen hatte. O — haben Sie diese Zeilen noch, so weisen Sie sie mir doch.

Der Wirth brachte sie. Es war Amaliens Hand.

Wilhelmi. Wissen Sie gar nicht, oder können Sie nicht noch erfaren, wohin sie gereiset sei?

Wirth. Nein; die Fuhrleute sind schon wieder fort. (ihn von oben bis unten betrachtend.) Sie wollen Sie wohl auch wieder arretiren lassen? Ach, Sie sind wohl gar ihr Vater? Den Liebhaber haben sie ia weggekapert.

Wilhelmi. Die Sache interessirt blos meine Neugier, lieber Mann; aber was ist denn das wieder mit dem Liebhaber?

Wirth. Nun — hören Sie nur weiter. — — Mein Monsieur Rath aus S. . hatte also gleich Pferde und Wagen angeschaft und nun gings hinauf, um den Vogel aus dem Bauer zu holen. Ja, wenn du sonst nichts hast! Der Bauer war leer und der Vogel aus-

geflogen. Nun ging der Teufel über mich los. Ich sollte sagen, wo die Mamsel geblieben wäre. Ich machte mich patzig und drohete, mein Hausrecht zu gebrauchen. Da kams heraus, daß mit den hiesigen Gerichten schon Alles abgedroschen gewesen war. Ich erwiederte, daß man mir das hätte sagen müssen, muste aber doch wenigstens dreimahl ins Verhör. Was konnten sie mir aber thun? Der arme Schelm, ihr Bedienter aber kam schlimmer weg. Wie er wieder nach Hause kam, fuhr der Schurke aus S. . über ihn her — „Warte, Schelm, du sollst das Gelag bezahlen; deine Regimentsstrafe erwartet dich schon.“ Hören Sie, der brave Kerl wehrte sich barbarisch; aber es half nichts. Er ward geschlossen und aufs Amt geschleppt, von da er schon weiter transportirt ist. Mit dem armen Teufel mag ich sein Schicksal nicht theilen.

Wilhelmi, dem diese Nachricht durch die Seele geht. O weh! — Nun, das ist ja aber doch das mit dem Liebhaber nicht?

Wirth. Das kommt nun erst noch; hören Sie nur weiter. — Der S. . Hundsfott blieb noch hier und hatte die Nase wieder am Fenster und an der Thür. Ich lies einem von seinen beiden Helfershelfern wacker zutrinken

und da platzte er damit heraus — sie wollten noch einen Vogel fangen. Und richtig — sie fingen ihn auch. Ein iunger Mann, und das mochte wohl der Liebhaber der Mamsel sein, kam als Kourier hier an und quartierte sich bei mir ein. Kaum war er da, so hatte ihn auch der Rath beim Ohr, und diesen nahm er mit fort. Der eine von seinen Kerlen soll gesagt haben, es wäre ein durchgegangener Sekretär. — — (Wilhelmi sitzt in Gedanken vertieft). Sehen Sie, das sind die Teufeleien, die mich um meine ganze Nahrung gebracht. Wenn ich ein Fremder wäre, ich machte es ia selbst so und logirte in so einem Gasthof nicht. So bedauren Sie mich doch! Oder — habe ich Ihnen zu lange geschwatzt? Hören Sie, zwischen Ihnen und der Mamsel ists gewis nicht richtig.

Wilhelmi, sich mit der Hand übers Gesicht streichend. Lieber Mann, ich mus noch weiter. Schicken Sie mir eine Portion Schokolate und lassen Sie Postpferde bestellen. Nach einer Stunde will ich wieder fort.

Da sas nun der Minister im grossen Gasthofe zu St. auf dem Krackstuhle, sah alle seine Hofnungen verschwunden und rieb sich die Stirn. Der Komtesse in alle Welt nachzureisen hielt er für unnütz. Die Freude auf seinen Sohn war

ihm auch verbittert. So beschlos er, sofort seine Rückreise anzutreten.

Indem er aber an diese dachte, stellte sich ihm auch schon die ganze Zukunft, wie sie nun für seinen Fürsten und für sein Vaterland ausfallen müste, dar. So gerieth er auf einen Plan für sich selbst. Er wollte nun seinen Sohn bereden, daß er die Dienste zu N. quitiren und einstweilig nach Thaldorf sich begeben möchte, bis er ihn bei Fürst Ferdinand angebracht hätte, damit er auf sein Alter doch ihm näher wäre; und so reisete er dennoch nach N.

Als er vor dem Quartier seines Sohnes abstieg und nach ihm fragte, bekam er zur Antwort, daß selbiger ietzt nicht da sei, und der Hausbesitzer zuckte dazu die Achseln.

„Warum zucken Sie die Achseln.“

Hausbesitzer. Kommen Sie nur mit. (indem er eine Stube öfnet) Hier hat er gewohnt.

Wilhelmi. Wie — was stellt das vor! Alles versiegelt?

Hausbesitzer. Leider!

Wilhelmi. Warum?

Hausbesitzer. Ja, wer wird daraus klug? Niemand wills glauben, was man ihm Schuld gibt.

Wilhelmi. Nun, so sprechen sie doch nur von der Leber. Ich bin sein Vater.

Hausbesitzer. O so thuts mir doppelt weh. Er war zuletzt immer so still und in sich gekehrt; da nahm er Urlaub auf einige Zeit und reisete fort. Mit der ersten Post drauf schickte er seine Dienstentsagung ein und schrieb mir, ich möchte seine Sachen aufheben, bis er sie abfordern liesse. Von da an entstand das Gerede, daß er blos geflüchtet sei, weil er einen grossen Kassenbetrug gemacht habe. Man hat ihm von Obrigkeit wegen allenthalben nachgeforscht, aber ihn nicht gefunden. Nun ist er öffentlich in den Zeitungen citirt.

Wilhelmi, der an die Visitation zu Thalsdorf zurückdenkt. Wie? Als was? Als ein Betrüger?

Hausbesitzer. Nein; sondern nur, um über einen gewissen Punkt Rede und Antwort zu geben.

Wilhelmi. Nun, das ist mir unglaublich. Mein Sohn war ein zu braver Mann.

Hausbesitzer. Ja, das war er auch, und dafür hält ihn die ganze Stadt und Jeder, der ihn kennt. Eben darum kann auch gar kein Mensch darüber fertig werden.

Wilhelmi vergas über seinen Sohn die Komtesse von R. und eilte in der heftigsten Gemüthsbewegung zu dem dortigen ersten Minister. Dieser erzählte ihm Alles noch umständlicher und fügte hinzu, daß sein Herr, der sonst so viel auf den jungen Mann gehalten, jetzt so aufgebracht auf ihn sei, daß er ihn, wenn er sich im angesetzten Termine nicht stelle, infam kassiren lassen wolle.

Wilhelmi. Ohoho! Nur sachte — sagen Sie doch zu Ihrem Herrn. Wie viel beträgt denn der angebliche Kassendefekt?

„Nahe an sechstausend Thaler.“

Wilhelmi. Es ist unmöglich, daß mein Sohn ein Schurke sein könne. Wer weis, wer der Schurke ist? Inzwischen, wenn's nicht Mehr ist, darüber stelle ich einen Wechsel, nach zwölf Wochen zahlbar, aus.

Die Sache ward hierdurch sistirt und Wilhelmi trat, auf allen Seiten gebeugt und niedergeworfen, die Rückreise nach Thaldorf an. Nach Thaldorf aber kam nicht nur kein Sekretär sondern auch — kein Minister zurück.

Fürst Gustaf, sobald der Tag kam, den er roth bezeichnet hatte, wich und wankte

nicht aus dem Garten und hielt sich immer in der Gegend des Pfirsichbaums auf. So that er drei Tage hinter einander von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang. Am vierten Tage floh er den Garten, blieb im Zimmer und fing an bitterlich über sein Schicksal zu klagen. Die ihn Umgebenden redeten ihm zu und stellten ihm vor, daß die Reise weit sei, und daß Reisen der Art immer mit verzögernden Unfällen begleitet wären. Nach acht Tagen waren seine letzten Aeuserungen, die er mit Zusammenhang sprach — „ich glaube recht gern, daß sie noch lebt; ebenso glaube ich nun aber auch fest, daß ich sie nie wiedersehe. Mein guter Minister ist gewis wieder zurück und traut sich nur nicht vor mich.“ Man versicherte ihm auf das heiligste, daß sich dis nicht so verhalte; aber er blieb dabei und ward nun ganz still. Nach vierzehen Tagen war gar nichts mehr mit ihm zu machen. Was man ihn fragte, beantwortete er zwar mit Ja oder Nein; aber er sprach Ja, wenn er Nein, und Nein, wenn er Ja sprechen sollte. Er schrieb und schrieb nichts als — Amalie; er mahlte den Nahmen auf den Tisch; er zeichnete ihn in die Hand. Dabei genos er viel und ward stark. B. erklärte ihn für ein

völliges Kind, das vieleicht noch lange leben, aber nie wieder ein Mann werden würde.

So vergingen sechs Wochen. Lenz verlies den Fürsten fast gar nicht mehr und suchte auf allen möglichen Wegen Nachrichten einzuziehen, wo Wilhelmi Ende genommen hätte, konnte aber weiter nichts erfaren, als daß er glücklich zu St. angekommen sei, von da er nach N. gefaren, wo er sich verlohren hätte. Der Zustand der Dinge ward ihm drückend. Er sah sich an der Spitze des Landes und erinnerte sich der Abneigung, welche seine noch übrigen beiden Kollegen gleich anfangs gegen ihren Sitz in der interimistischen Regierungskommission bezeigt hatten. Ein Brief aus S.. kam dazu, worin ihm gemeldet ward, daß der gewesene Sekretär der Gräfin von R. zu St. aufgefangen und auf die Vestung gebracht worden sei. So fürchtete er für den Minister ein gehabtes ähnliches Schicksal, lies das Gardekommando wirklich das Landhaus zu Thaldorf besetzen und begab sich zu Fürst Ferdinand. Diesem entdeckte er nun Alles und erfur dafür von ihm nicht nur die ganze Lage des jungen Wilhelmi zu N., sondern auch noch wichtigere Neuigkeiten, die das Land betrafen. „Uebrigens, schlos Ferdinand, nehme ich Sie und alle, die meinen

braven Nachbar Gustaf ietzt umgeben, ein- für allemahl in meinem Schutz.“

B. zu Lenz, als er zurückkommt. Eine vermaledeiete Neuigkeit hören Sie doch gleich — der famöse Graf von N. ist bei Adelgulden angelangt. —

Lenz, zurückfahrend. Im Ernst? So weit ginge es schon?

B. Lassen Sie ihn doch arretiren und über die Grenze bringen. Der Fürst hat ihn ja zum Lande hinausgewiesen.

Lenz. St! Ich mus Ihnen noch vermaledeitere Neuigkeiten erzählen. Adelgulde greift die Sache von der Seite an, daß die ganze Regirungskommission null und nichtig sei, weil sie der Fürst in einem Zustande nidergesetzt habe, wo er nicht mehr bei Vernunft gewesen sei.

B. Das kann ich beschwören, daß er damals seinen vollen Verstand hatte.

Lenz. Ja — Alles gut; aber nun denke ich tausendmahl an den Minister. Wo er nur sein mag, und ob er noch lebt? So eine Verwirrung der Dinge — nein, das hätte ich nicht gedacht. Hätten wir ihn nur nicht reisen lassen! Mit seinem Sohne ists arg; er soll als Kassendieb entwichen sein.

B. Gott bewahre mich!

Lenz. Was für eine Alteration mag der brave Vater gehabt haben, als er nach N. gekommen ist! — Uns für unsere Personen hat Fürst Ferdinand Schutz versprochen; aber es geht Alles mit mir umher. Unser guter Herr — unser guter Herr!

B. Freund, sein Zustand wird bald so sein, daß er gar nichts mehr empfindet. Er verliehrt nun auf keinen Fall dabei, es komme, wie es wolle.

Lenz. Und — das Land, ach das Land!

B. Getheilt kann es doch wohl nicht werden, so lange er noch lebt?

Lenz. Das wohl nicht: aber — — — Nun, die Regirungskommission soll sich wehren, so lange sie kann.

Ein Gardist meldete, der Leibarzt der verwittweten Fürstin sei angekommen und verlange, eingelassen zu werden. Man habe ihm erwiedert, daß Niemand herein dürfe; darauf habe er diesen Brief übergeben. Lenz befohl ihn einstweilig in den Garten zu führen.

„An die, welche ietzt den Fürsten umgeben. — Ich befehle bei meiner höchsten Ungnade, daß man meinen Leibarzt, den alten Arzt des Hauses, zu meinem Herrn Sohne lasse. Ich kann mich nicht länger dabei beru-

higen, daß mein Herr Sohn ohne gehörige Hülfe sei. Adelgulde.“

Lenz. Hum! So kommt er noch nicht vor. Die Sache wird aber recht ordentlich von ihr eingeleitet. Freilich mus man mit Untersuchung des wahren Zustandes des Herrn anfangen, wenn man weiter etwas im Schilde führt. Der Leibarzt soll bezeugen, daß der Fürst zu weiterer Regirung unfähig sei; das ists.

Adelgulden ward geantwortet, daß der Fürst auf das strengste verboten, irgend einen Menschen, er sei auch, wer er sei, vorzulassen; daß die ihn Umgebenden diese Ordre respektiren müsten, und daß sie übrigens versichert sein möge, daß zu seiner Wiederherstellung Alles geschehe, was geschehen könne. Mit diesem Briefe muste der Leibarzt wieder abfahren.

Dis war das Signal zum Kampfe. Die Kouriere flogen beim Witthumsschlosse aus und ein, wie die Schwalben. Nach einigen Tagen erschien ganz unerwartet der Nachbar Ferdinand selbst und verlangte eiligst Lenz zu sprechen, der eben nach der Residenz geritten war. So machte er B. den Auftrag, ihn sogleich rufen zu lassen und ihm zu bestellen, daß er das unangenehme Vorwaltende nicht habe verhin-

dern können. Eine Kommission der beiden künftigen Erbhöfe sei bei ihm angekommen, die Gustafs Zustand untersuchen solle, und er dürfe ihr den Zutritt zu ihm nicht verwehren. Inzwischen habe er ihr gegen Abend erst eine Stunde zur Audienz bestimmen lassen, um Zeit zu gewinnen, daß man sich zu Thaldorf auf den Besuch gefasst machen könne. Uebrigens versichere er allen, die seinen Freund Gustaf treu umgäben, nochmals seinen kräftigsten fürstlichen Schutz.

Lenz flog herbei und bewunderte Ferdinands herablassende Güte. „Wenn Fürst Ferdinand es nicht verwehren kann, wir können es noch weniger verwehren.“

B. Ich bin schon auf den Einfall gerathen, es dem Herrn zu sagen. Es wäre möglich, daß er dadurch erschüttert würde.

Lenz. Versuchen Sie's.

B. ging auf der Stelle zu Gustaf. „Gnädigster Herr, können Sie sich nicht auf einen Augenblick besinnen? Hören Sie doch — ich will Ihnen etwas sagen.

Fürst. Ja.

B. Es kommt eine Kommission von den Höfen zu . . und zu . . . Diese soll Ihren Zustand untersuchen.

Fürst. Nein.

B. Die beiden Höfe wollen Sie schon bei Ihrem Leben beerben — hören Sie nicht?

Fürst. Ja.

B. Sie werden vielleicht unfähig zur Regirung erklärt, und dann — ihr armes Volk!

Fürst. Nein.

B. kam wieder heraus zu Lenz. „Es ist nichts zu machen.“

Lenz. So gehe es, wie Gott will!

Am folgenden Morgen kam die Kommission an. Sie bestand aus zwei Geheimenräthen, drei Aerzten, worunter der Leibarzt war, und einem Notarius. Lenz empfing sie und führte sie zu seinem Herrn. So, wie sie eingetreten war, wurden er und die Uebrigen von ihr herausgewiesen. Nach zwei Stunden reisete sie wieder ab. Durch die Geschwätzigkeit des Leibarztes erfur Lenz bald, daß der Fürst weiter nichts, als Ja und Nein, geantwortet habe, und das noch dazu nur selten und immer falsch, und daß das medicinische Gutachten einstimmig dahin ausgefallen, daß er völlig inkurabel und also zu aller weiteren Regirung unfähig sei. Indessen herrschte eine tiefe Stille; die aber einen bevorstehenden Orkan ankündigte. Die Nation, als sie von den Vorgängen hörte, gerieth allent-

halben in Rege. Die Landstände kamen oft zusammen und luden die Regirungskommission zu einer ihrer Konferenzen ein. Lenz war der Einzige, welcher dabei erschien; die beiden übrigen Mitglieder waren krank. Er rieth vor allen Dingen zur Ruhe und Mässigkeit bei allen Rathschlüssen und Anstalten, die man etwa treffen wolle, und zeichnete ihnen die Wege vor, welche sie in einem gewissen Falle einzuschlagen hätten. Besonders machte er sie aufmerksam darauf, daß sie sowohl, als die ganze Nation, ihre Zufridenheit mit der gegenwärtigen Regirungskommission beiden bewusten Höfen zu erklären hätten. Noch an demselben Tage gingen an selbige zwei Deputationen ab, deren iede mit einer langen Nase zurückkam.

Da fuhr eines Abends spät noch ein Reisewagen in den Hof und es stieg heraus — Hallo der Zweite. Lenz war eben in Begrif sich zur Ruhe zu legen und flog in seine Arme.

„Ach Dank dem Ewigen, daß Sie nur wieder da sind! Um Gottes willen, wo sind Sie so lange gewesen und haben nichts von sich sehen und hören lassen? ꝛc

Wilhelmi. Bei einem braven Manne. Aber — was macht unser Fürst heute?

Lenz. Wie gestern und wie immer. Er ist nun ein Kind und bleibt ein Kind. Ach, hier siehts nun kritisch aus . . .

Wilhelmi. Ich weis schon Alles; ich komme vom Fürsten Ferdinand. Trift nun nicht Alles aufs Haar zu, was ich gesagt? Adelgulde wird wieder Administratorin und Niemand wirds verhindern. O wehe dem schönen Lande, dem braven Volke! Für uns ist gesorgt; uns schützt Fürst Ferdinand. Doch, kommen Sie, ich mus meinen unglücklichen Herrn heute noch sehen.

Lenz. Er schläft sehr fest.

Wilhelmi. Ich will ihn auch nur sehen. (am Bette des Fürsten) Gott, wie stark ist er geworden und sieht so gesund aus und schläft so ruhig! (legt ihm die Hand auf die Stirn) Du redliches Opfer der Liebe! (versinkt in Wehmut; Lenz führt ihn wieder heraus) Ist denn gar nicht mit ihm zu reden?

Lenz. Ganz und gar nicht. (B. fliegt herzu)

„Ah, ehrwürdiger Mann, daß wir Sie wieder haben — Heil uns! Wo sind Sie in aller Welt gewesen?“

Wilhelmi. Bei einem braven Manne. Guten Abend, lieber B.! Sagen Sie mir nur, ist denn hier an keine Aenderung weiter zu denken?

B. Nein, es ist vorbei. Wie er nun ist, so bleibt er.

Wilhelmi. Ob es keinen Eindruck auf ihn machen wird, wenn er mich morgen sieht?

B. Ich zweifle; doch bin ich selbst neugierig darauf.

Wilhelmi. Ich höre ja aber, daß er so still sein soll. Wie geht denn das zu? Sonst fantasirte er ja stets.

B. Das machte die Idee, daß Amalie todt wäre. Nun ist er überzeugt worden, daß sie noch lebe, daß er sie aber nie wieder sehe. Diese Idee ist nicht schwärmerisch genug. So erkläre ichs mir wenigstens. Man findet überhaupt auch häufig, daß dergleichen Zustand sich mit stiller Manie endige.

Wilhelmi. Ob sie ihn nur nicht von hier werden wegnehmen wollen? Fürst Ferdinand hat mir zwar versprochen, daß er sein Aeusserstes dagegen thun werde. Gern bliebe ich, so lange ich noch lebe, sein Wärter wenigstens. Ach — das war eine Reise — Gott sei uns

gnädig! Den armen Sekretär haben sie weggefangen; wo er nur ietzt sein mag?

Lenz. Auf der Vestung. Aber — die Komtesse — wo diese?

Wilhelmi. Das weis der Himmel. Entkommen ist sie glücklich; ihr Retter wird aber wohl schon hangen.

Lenz. Der Husar? — O! — Nicht wahr, der Rath W. zu S.. hat die Expedition gehabt?

Wilhelmi. Ja. Ach — und ich habe ein Unglück mit meinem Sohne — —

Lenz. Zerreissen Sie sich das Herz mit der Erzählung davon nicht. Wir wissen schon Alles.

Wilhelmi. Ich lasse mein Leben dafür, daß es nicht wahr ist. Ich war zu N. und wollte ihn bereden, zu mir zu ziehen. Da hörte ich die Hiobspost. Sie haben schon etwas davon gewust, ehe ich reisete — ists nicht wahr?

Lenz. Mit Gewisheit nicht; nur muthmaslich. Wir wollten Sie nicht kränken, ehrwürdiger Minister. Abstrahiren Sie lieber davon und erzählen uns, wo Sie so lange gewesen sind. Daß Sie bis N. glücklich gekommen sind, lasen wir schon.

Wilhelmi. Nun, also das Uebrige! (nachdem er eine Erzählung von den Relationen des Wirths zu St. und von seiner Procedur zu N. mitgetheilt) Von N. machte ich mich eilig wieder fort, nahm aber den Rückweg nicht wieder über St. Ein Lohnwagen brachte mich bis zur nächsten Poststation; ein wahrer unbedeutender Reiseumstand, den ich blos darum erzähle, weil er hernach meine ganze lange Verborgenheit mitten in der Welt verursachte. Als ich N. etwa zehen Meilen hinter mir hatte, gingen die Postpferde mit uns durch. Wir warfen um und mein braver Jäger ward geräd dert. Plötzlich standen die Pferde still und es kamen uns Bauern zu Hülfe. Wir brachten den zerfleischten Leichnam in den Wagen und ich befohl dem Postillon, gleich im nächsten Dorfe zu halten. Ehe wir aber das Dorf erreichten, hat mich ein heftiger Schlagfluß betroffen. Wie der Postillon hernach im Dorfe hält und sieht, daß ich auch todt bin, läuft er davon und läßt Pferde und Wagen im Stich. Auf das Gerücht von dem angekommenen Fuhrwerke mit zwei Leichen ist der dasige Prediger herbeigeeilt und hat die Todten in sein Haus bringen lassen. Mein Jäger war todt und blieb todt; ich aber habe nach langem Frottiren

wieder Zeichen des Lebens von mir gegeben und bin so allmählich ins Leben zurückgekehrt, aber blos animalisch. Alle meine Besinnungskraft war weg, und so habe ich über sechs Wochen zugebracht, ohne daß ein Mensch gewust, wer ich sei. Mich hat man tausendmahl gefragt, aber ich habe nur immer die Fragen nachgesprochen; Briefschaften, oder Papiere, aus denen man sich über mich belehren konnte, hatte ich nicht bei mir; mein Jäger, der's hätte sagen können, war todt. So ist der wackere Prediger selbst von Station zu Station geritten und hat sich auf den Postämtern erkundigt. Auf der letzten Station vor N., wohin ich mit Lohnfuhre abgegangen war, hatten die Nachrichten ein Ende. Da hatte ich mich als ein reisender Kaufmann aus Quebeck einschreiben lassen; wofür er mich aber nicht hatte erkennen wollen. Hören Sie nun meine Wunderkur!

B. Nun? Sie spannen meine ganze Aufmerksamkeit.

Wilhelmi. Was geschah? Im Predigerhause kam Feuer aus. Da kam ich aus Schrekken zum Besinnen.

B. Richtig! Zu meiner Zeit war zu Genf ein ähnlicher Fall mit einem Frauenzimmer.

Lenz. Gott, welch eine Kur! Könnten wir sie nicht auch mit unserem Herrn vornehmen?

B. Ach, ich habe schon auf zehen ähnliche Mittel gedacht; aber — wer steht für den Erfolg? Ins Wasser habe ich ihn schon Lust gehabt zu werfen.

Wilhelmi. Ja, das verstehe ich nicht. — Wissen Sie, was meine erste Frage gewesen ist, als ich zu mir kam? Ob mein Jäger schon begraben sei. . . Das Haus brannte richtig ab und ich tröstete sogleich den Prediger, daß ich der Kirche ein neues Pfarrhaus bauen und ihm, dem Menschenfreunde, allen seinen Schaden vergüten wollte. Er sah mich an; ich gab mich ihm zu erkennen. So danke ich Gott für mein Unglück, sprach er, da es einen Manne, wie Ihnen, die Vernunft wiedergeschenkt hat. Ich erstaunte, daß ich schon so lange da wäre, und wuste von Allem nichts, was unterdessen mit mir vorgegangen war. Da nun erst noch ihnen zu schreiben hielt ich für unnöthig; und machte mich lieber gleich selbst auf den Weg; denn gesund am Leibe war ich längst völlig wieder.

Lenz und B., die ihn Beide umarmen. O Gottlob, daß wir Sie nur wieder haben! Schlafen Sie nun; Sie sind von der Reise ermattet.

Wilhelmi. Ja, aber morgen gleich früh wollen wir zum Herrn. Vieleicht hilft ihm mein unerwarteter Wiederanblick. Wird aber das arme Land unglücklich, so werde ich sein Unglück nicht lange überleben; denn man hat mir gesagt, daß mein apoplektischer Zufall repetiren werde.

B. Das ist nicht ausgemacht, edler Mann.

Wilhelmt eilte am folgenden Morgen zu Gustaf, der schon frühstückte, und stellte sich vor ihn hin. Gustaf sah ihn an. Es war, als wenn auf den ersten Anblick einiges Feuer in seine Augen dränge; es erlosch aber gleich wieder. Wilhelmi redete ihm auf das herzlichste an, suchte Ideen auf, die ehemals die lebhaftesten in ihm gewesen waren, nannte sogar Amalien; aber Alles ohne den geringsten Eindruck auf ihn. Manchmahl antwortete er Ja und Nein; aber immer am unrechten Orte. Der Minister verlies ihn, um seine Thränen zu verbergen, und sprach zu Lenz — So habe ichs mir doch nicht vorgestellt; nein, nun ist Alles verlohren. Wie lange man uns nun nur noch im Lande schalten und walten lassen wird?

Es verging keine Stunde, so kam ein Pack Ausfertigungen zur Unterschrift an Lenz. Der

Kommissionsbote sah aus wie verrückt, und, als Lenz ihn fragte, was ihm wäre, antwortete er — „ach daß Gott erbarm, ich glaube, ich komme heute zum letzten mahle zu Ihnen heraus. In der Nacht ist der Graf N. mit einer Kompagnie herzoglicher Infanterie bei uns eingerückt und hat das Schlos und die Hauptwache besetzt. Und eben, als ich aus der Residenz herausging, fuhr die verwittwete Fürstin hinein.“

W. zu B., als der Bote abtreten müssen. Nun, da hätten wir's ja, und noch vollkommener, als wir dachten. Adelgulde Landesadministratorin und Graf N. erster Minister. — O Vorsehung, Vorsehung, was bezweckst du dabei, daß du so etwas zulässest! Soll wirklich nie ein Volk ganz glücklich und auf lange ganz glücklich werden? Doch — es geschehe dein Wille! — Nun, lieber Kabinetsrath, unterschreiben Sie nur; es wird wohl das Letzte sein. Ich will doch warlich meinen ehrlichen Nahmen auch noch einmahl hinsetzen.

Nachmittags war schon ein Reutknecht da, der an Wilhelmi und Lenz Citationen, von Adelgulden selbst unterschrieben, überbrachte, vermöge welcher sie sich morgen in der Residenz

einfinden und weitere Befehle der nunmehrigen Landesadministratorin erwarten sollten. B. ward ebenfals citirt und lachte unter Allen allein darüber. „Gehorsamer Diener; ich liebe die Freiheit. Daß sie mir noch eins dafür auswischte, daß ich ihr die Marschordre auf Gustafshöhe übergab! Ich gebe mir meinen Abschied selbst. Was werden Sie aber thun, meine Herrn?“

Lenz. Ich stelle mich nicht.

Wilhelmi. Ja, ich stelle mich.

Lenz. Stellen will ich mich wohl, aber — nicht dort, wo ich in ihrer Gewalt wäre, Hier kann sie mich finden, wenn sie etwas hat; ihr diene ich doch nicht. Hier will ich über Alles Rede und Antwort geben.

Wilhelmi. Ich stelle mich, und wenns beim Teufel wäre.

Lenz. Ehrwürdiger Mann, so schaffen Sie uns erst ein Paar Cherubs zur Sauvegarde.

Wilhelmi eilte zu seinem Schutzherrn, um sich Raths zu erholen. Fürst Ferdinand fragte vor allen Dingen, was für einen Plan er mit seinen Kollegen auf den nun eingetretenen Fall gemacht habe, und ob sie etwa gedächten, sich

als wirklich von ihrem Herrn, der noch lebe, nidergesetzte Regirungskommission gegen alle vorzeitige fremde Zudringlichkeit zu halten; wenn dis wäre, so hätten sie sich, ohne Citation abzuwarten, oder gar anzunehmen, in ihrem gewöhnlichen Zimmer gleich Alle versammlen, gegen Adelguldens Einmischung protestiren und ihre Geschäfte fortsetzen müssen. Der Minister erwiederte, daß auf die beiden Regirungsräthe kein Verlas zu nehmen sei, weil sie ungern Mitglieder der Kommission geworden wären, und daß Lenz zwar anfangs behauptet habe, daß man sich wehren müsse, nun aber, da die Sachen so gekommen, auch anderer Meinung geworden sei, weil er voraussetze, daß, wie Adelgulde nicht aus sich handle, auch die beiden künftigen Erbhöfe, welche sie als Administratorin einsetzten, ebenfals schon höhere Rücksprache genommen haben würden; er für sein Theil wäre zu Allem bereit. „Lenz hat Recht, versetzte Fürst Ferdinand, und ich glaube selbst, daß Sie mit Ihrem Protestiren nicht weit kommen würden. Auch wird es bei der gegenwärtigen Veränderung ohne Unruhen im Lande nicht abgehen; so würden die Schritte, welche die Kommission zu ihrer Behauptung thäte und noch dazu vergeblich thäte, die Unruhen nur

vermehren. Gesetzt auch, daß das Volk, wie leicht zu erachten, sich auf Ihre Seite schlüge, so würde das doch nicht lange vorhalten; denn woher die Kompagnie gekommen ist, daher können auch Regimenter kommen, und dann — erwägen Sie das vollends unüberseh-bare Unglück.“

Der Minister lies also von dem Plane, sich zu behaupten, ab, beharrete aber dabei, daß er sich stellen wolle. „Das zeugt zwar von einem sehr guten Bewustsein, wackerer Mann; aber Sie riskiren — —. Auch verantwortet sichs auswärts besser. Doch — es fällt mir etwas ein; ich will Ihnen und Lenz ein Paar Hauptmannspatente vom Hofe zu . . verschaf-fen, den man wird respektiren müssen. Diese warten Sie ab und halten sich so lange ruhig. Sobald Sie sie haben, stellen Sie sich Beide, und, da Sie nicht mehr handeln können, so sprechen Sie dann wenigstens noch einmahl, was vor Gott und Menschen recht ist.“

Lenz lies sich, als er dis hörte, zureden, sich ebenfals zu stellen. In der Geschwindig-keit wurden die Uniformen für Beid verfertigt, und ehe sie noch die Patente erhielten, geschah schon Requisition von Adelgulden an Fürst Fer-dinand, ihr die beiden entwichenen treulosen

und ungehorsamen Räthe auszuliefern. Ferdinand schickte das Schreiben mit den Patenten zugleich an seine Beschützten; die sofort zur Residenz abgingen. Das Gardekommando zu Thaldorf ward unterdessen verstärkt und hielt das stille Landhaus ringsum scharf besetzt.

In der Residenz war schon Alles im grösten Alarm. Das Volk, als es wieder ein Paar ankommende Officiere erblickte, ward wütend und wollte sie schon aus dem Wagen reissen, als Wilhelmi und Lenz erkannt wurden. Da wurden die Pferde abgespannt und die Bürger spannten sich vor und zogen die in Helden verwandelten Patrioten, statt auf Schlos, vor das Haus, worin die Landstände eben versammlet waren und an der dritten heftigen Protestation gegen Adelgulden, die sie das Verderben des Vaterlandes nannten, arbeiteten. Wilhelmi bat sie, aus Liebe zum Vaterlande selbst in ihren Ausdrücken mässig zu sein und überhaupt, da die Sache nun nicht zu redressiren zu sein scheine, sich lieber zu fügen und den Aufstand des Volks zu dämpfen, statt ihn zu erhitzen. Darauf schlich er mit Lenz aufs Schlos. Das Volk hatte unterdessen eine andere Scene, die seine Aufmerksamkeit beschäftigte. Adelgulde lies bei Trommelschlag bekannt machen,

daß sie, die nunmehro auf hohe und allerhöchste Verordnung angestellte Landesadministratorin, hiermit bei Leibesstrafe befehle, daß die Volksrotte aus einander gehen solle. Kaum war der Ausruf gehört, so ward der Ausrufer mit einem Steinregen übergossen. Es ward ruchbar, daß Wilhelmi und Lenz aufs Schlos gegangen wären, und Tausende eilten ihnen nach, fanden aber den Schloshof gesperrt und stark mit Mannschaft besetzt.

Die beiden Kapitäne wollten in ihr gewöhnliches Arbeitszimmer gehen, trafen es aber vernagelt an. Ein Officier kam und examinirte sie, wer sie wären. Er machte einen langen Hals und verfügte sich zum Grafen N., der sogleich eine Konferenz mit Adelgulden hielt, nach deren Beendigung ein Kourier an den Hof zu . . abgefertigt ward, von welchem die Patente waren. Nach einigen Stunden wurden Wilhelmi und Lenz vorgeführt.

Da sas unter einem Baldachin Adelgulde wie die personificirte Rachsucht; neben ihr stand der dickwanstige Schadenfroh, Graf N. Dieser überreichte ihnen zuförderst die Administrationsurkunde von den beiden Erbhöfen, in welcher ausdrücklich die Klausel sich befand, daß Adelgulde zugleich mit allerhöchster Genehmi-

gung eingesetzt werde. Die beiden Kapitäne lasen, verbeugten sich und übergaben dafür ihre Patente.

Adelgulde. Das geht mich nichts an. Die Patente können hier liegen bleiben; der Hof zu . . wird sie bald zurückfordern. Wenn er eure begangenen Verbrechen nun erfärt, so wird er euch weder in Schutz, noch weniger in Dienst nehmen. Die Patente habt ihr erschlichen, wie das Dekret zur Regirungskommission. Diese ist bereits aufgelöset und ein geheimes Konseil wieder errichtet, worin der Graf N. nach, wie vor, präsidirt. Er soll euer Richter sein. Den beiden Regirungs-Räthen L. und M. habe ich vor der Hand in Gnaden verziehen, weil ihr sie zu eurer Ligue gezwungen habet. Euch Beiden aber soll der Proces gemacht werden. Wo ist der B.?

Wilhelmi, der so wenig, wie Lenz, bis letzt eine Mine verzuckt hatte. Er ist noch bei meinem Fürsten und wird sich nie stellen.

Adelgulde. Der Bösewicht! Er ist mit euch am ganzen Unglücke meines Herrn Sohnes Schuld. Vorsätzlich habt ihr den Leibarzt verdrängt und den B. zu eurem Komplicen gemacht. Euch ergrif der Regirungskitzel und da hat er ihn mit Opiaten zum Kinde machen müssen.

Aber — er sei, wo er wolle, er soll der Gerechtigkeit so wenig entgehen, wie Ihr.

Wilhelmi, nun gereitzter. Das sind die grössesten Unrichtigkeiten, die ie aus dem Munde einer Fürstin kamen. Wir Alle hätten unsern Herrn gern mit unserem Leben — —

Adelgulde. Schweigt, ehemaliger Störer der glücklichsten Ehe zwischen mir und meinem Gemahl! Schweigt, nachheriger Räuber der Liebe eines Sohnes zu seiner Mutter! Und — wo ist der Busch dort geblieben? Wird euer Gut hinreichen, ihn zu ersetzen?

Wilhelmi, pathetisch. Dieser muste niedergehauen werden, um die Schulden zu bezahlen, welche Ihro — gemacht hatten.

Adelgulde. Man rede nicht so unverschämt, oder —. Umstände hatten sie gemacht, nicht ich. Das Land muste sie bezahlen, nicht der Landesherr.

Lenz. Das Land hat genug davon bezahlt.

Adelgulde, ihm einen fürchterlichen Blick zuschiessend. Und Ihr seid der Ausarbeiter aller der Bosheiten gewesen; ihr habt euch so gar so schwer gegen mich vergangen, daß ihr die Ordre ausgefertigt, welche mir auf Gustafshöhe eingehändigt ward.

Lenz. Ja, das hab' ich gethan, weils sein muste.

Adelgulde. Schändlich seid Ihr Beide umgegangen mit meinem Herrn Sohne und mit mir. Dafür erwartet nun euren Lohn. Gehet und denket an das Wort — Barbaren, das soll euch theuer zu stehen kommen.

Wilhelmi und Lenz. Mit dem reinsten Bewustsein gehen wir und erwarten Alles. Noch waltet eine höhere Vorsehung und stürzt oft die Gewaltigen, ehe sie sichs versehen, vom Stuhle. Denken Sie auch an dis Wort!

Graf N. muste ihnen nochmals anbefehlen zu gehen. Unten am Portal stand ein Adiutant, der ihnen die Degen abforderte. Wilhelmi wollte den seinigen schon geben; Lenz aber hielt die eine Hand auf diesen und die andere auf seinen und sprach — Nein, durchaus nicht; es gehe, wie es wolle. Ein starkes Kommando begleitete sie über den Schlosplatz. Als das Thor geöfnet ward und das Volk sah, was vorwalte, stürzte es hinzu. Die Soldaten wollten es zurücktreiben, musten aber der Uebermacht weichen. Wilhelmi und Lenz wurden mit Gewalt befreiet und im Triumf von Tausenden nach Thalborf begleitet.

Wilhelmi. Kinder, das hättet ihr nicht thun sollen. Das wird euch theuer zu stehen kommen.

Tausende. Und wenns uns Habe und Gut kostet, Vater, dich musten wir befrein.

Lenz. Ich habs gedacht, daß es, wenn wir ia wieder hieher kommen sollten, so zugehen würde; darum wollte ich mich nicht stellen.

Noch in einer ziemlichen Entfernung von Thaldorf sah der Volkshaufe schon Ferdinands Reutknechte hin und her fliegen und machte grosse Augen darüber. Wilhelmi selbst ward stutzig. Sobald man in den Hof kam, war das Räthsel aufgelöset. Da hielt ein Wagen, in welchem Gustaf abgeholt werden sollte. Die dazu ernannten Kommissarien hatten sich durch Aufzeigung schriftlicher Ordre von Adelgulden legitimirt und wollten durchaus nicht unverrichteter Sachen zurück. B. stand seinen Mann gegen sie, befohl der Wache, ihre Pflicht zu thun, und korrespondirte unterdessen mit Fürst Ferdinand, der vor der Hand seine Masregeln billigte. Kaum sahen die Bürger aus der Residenz, was hier vorgehen sollte; so spannten sie die Pferde aus, liessen sie laufen, schlu-

gen den Wagen in tausend Stücke und drohe-
ten die Kommissarien zu mishandeln, wenn sie
sich nicht auf der Stelle retirirten. Diese ent-
fernten sich darauf unter Rippenstössen und der
ganze Volkshaufe lagerte sich im Hofe, um bei
der Hand zu bleiben, wenn weitere Versuche
gemacht werden sollten, Gustaf den Armen
seines treuen Ministers zu entreissen. Wilhelmi
bot alle seine Redekraft auf, das Volk zur
ruhigen Rückkehr nach Hause zu bewegen; es
gelang ihm aber nicht eher, bis Lenz eine
Schrift von Fürst Ferdinand ablas, worin die-
ser nicht nur versprach, alles Mögliche beizu-
tragen, daß Gustaf zu Thaldorf bliebe, sondern
auch Jedem, der unter der neuen Administra-
tionsregirung in Gefar gerathen sollte, einen
freien Zufluchtsort in seinem Lande anbot.

Auf diese tumultuarische Nacht folgte eine
Reihe von stillen Tagen zu Thaldorf. Wilhelmi
aber konnte sie vor Herzensangst nicht geniessen.
„Nur über uns ist der Himmel hell, sprach er;
am Rande des Horizonts aber stehen ringsum
schwere Gewitter und ich höre allenthalben in
der Ferne fürchterlich donnern.“ Seine Ahn-
dungen bestätigten sich bald insgesamt. Mit
jedem Tage kamen schlimmere Nachrichten aus
der Residenz und aus Gustafs ganzem Lande an.

Eine allgemeine Empörung war ausgebrochen; das Volk wollte schlechterdings von keiner Landesadministratorin in Güte wissen, weil der Fürst noch lebe und seine Regirungskommission so brav regire, wie er nur selbst regiren könne; das Militär im Lande wollte gegen seine Mitbürger nicht agiren; die fremde Kompagnie hatte sich in den Schloshof retiriren müssen; Adelgulde hatte sich nicht sehen lassen dürfen und sich leidend verhalten müssen; endlich waren mehrere fremde Regimenter eingerückt; die Landstände waren arretirt, die Volkshaufen zerstreuet worden; auf beiden Seiten war viel Blut geflossen; eine Schaar von Flüchtlingen nach der andern eilten in Ferdinands Land — — —

Wilhelmi zitterte und bebte.

Da kam Ordre an das Gardekommando zu Thaldorf, abzuziehen. Fürst Ferdinand schrieb zugleich an Wilhelmi, daß er es nicht weiter verhindern könne, daß Gustaf abgeholt werde. Der Hof zu . . , der ihn und Lenz zu Kapitäne gemacht, habe sich dergestalt eingemischt, daß er nachgeben müsse, wenn er nicht gar Verletzung seiner Landeshoheit zu befürchten haben wolle. Dieser Hof habe zwar Adelguldens Verfaren gegen sie sehr übel genommen und

verlange Satisfaktion dafür; auch werde Adelgulde die Patente selbst an Wilhelmi und Lenz zurückschicken und, wenn sie sonst von Beiden etwas weiter wolle, solches in gehöriger Form Rechtens in Ferdinands Gerichten suchen müssen; allein das Begehren Adelguldens, ihren Sohn im Lande zu haben, habe er genehmigt, doch mit der Bedingung, daß Gustaf seinen treuen Leibläger Zeit Lebens um sich behalte.

B., als er dis gehört, packte ein. Lenz packte auch ein. Wilhelmi brachte die letzten Stunden bei seinem unglücklichen Herrn zu und sprach viel mit dem Leibjäger, der bei Leib und Seele unbestechbar zu bleiben angelobte.

In der Nacht drauf kam der Wagen, Gustaf abzuholen. Zwei Officiere stiegen aus. Wilhelmi empfohl ihnen seinen Fürsten auf das zärtlichste, konnte aber nicht von ihnen erfaren, wohin er abgeführt würde. Gustaf, als er durch sie fortgeführt werden sollte, setzte sich zur Wehr. Die Officiere gaben zu erkennen, daß sie auf diesen Fall Ordre hätten, Gewalt zu gebrauchen. Da trat der wackere Leibjäger dazwischen und sprach — „Nicht Gewalt! sie ist nicht nöthig. Lassen Sie mich thun; mir folgt er. Setzen Sie sich nur in den Wagen; ich bringe ihn warlich nach.“

Die Officiere begaben sich voraus zu Wagen; der Leibjäger nahm den Fürsten beim Arm und führte ihn ohne Widerstand nach. Wilhelmi schwamm in Thränen, fiel noch einmahl über seinen Herrn her und war untröstlich. „Verlassen Sie sich auf mich“ sprach der Leibjäger.

Gustaf stieg gutwillig ein. Der Wagen rollte mit ihm fort. Wilhelmi und seine Freunde sahen ihm traurig nach.

B. ging mit Tagsanbruch in sein Vaterland zurück. Lenz war gesonnen, einstweilig zu Fürst Ferdinand zu gehen.

Wilhelmi, als Lenz von ihm Abschied nimmt. Nein, das ist ein zu schreckliches Schicksal — Minister zu sein ohne Fürst, Vater zu sein ohne Sohn, Freund zu sein ohne Freund, und — Alle drei leben doch noch?

Lenz, bis ins Innerste erschüttert und ihm um den Hals haltend. Nun — so bleibt bei Ihnen der Freund.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich, 1750-1820

Hallo der Zweite

Bd.: 1

Leipzig (1797)

P.o.germ. 1384 x-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120252-1
VD18 80032257